Historische Sozialkunde

Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung

2/2013

Piraterie

Ein Phänomen mit Geschichte

VGS
Verein für Geschichte und Sozialkunde
43. Jg./Nr. 2 April–Juni 2013

AU ISSN 004-1618
Historische Sozialkunde. Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung. Zeitschrift für Lehrerfortbildung. Inhaber, Herausgeber, Redaktion: Verein für Geschichte und Sozialkunde (VGS) in Kooperation mit dem Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, Universitätsring 1, 1010 Wien.

Chefredaktion: Eduard Fuchs/Andrea Schnöller/Hannes Stekl (Wien)

Fachdidaktik: Zentrale Arbeitsstelle für Geschichtsdidaktik und Politische Bildung, FB Geschichte/ Universität Salzburg, Rudolfskai 42, 5020 Salzburg (christoph.kuehberger@sbg.ac.at)

[ZAG] Zentrale Arbeitsstelle für Geschichtsdidaktik und Politische Bildung

Preise Jahresabonnement € 16,– (Studenten € 12,–), Einzelheft € 5,–, Sondernummer € 7,– zuzügl. Porto.
Bankverbindungen: Raiffeisenbank Weitra Kto. Nr. 24570, Bankleitzahl 32936;

Herausgeber (Bestelladresse):
Verein für Geschichte und Sozialkunde, c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, Universitätsring 1, A-1010 Wien
Tel.: +43-1-4277/41330 (41301), Fax: +43-1-4277/9413
Aboverwaltung: +43-1-4277/41330 (Rainer Oppel)
E-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at
http://vgs.univie.ac.at

Trotz intensiver Bemühungen konnten nicht alle Inhaber von Text- und Bildrechten ausfindig gemacht werden. Für entsprechende Hinweise ist der Verein für Geschichte und Sozialkunde dankbar. Sollten Urheberrechte verletzt worden sein, werden wir diese nach Anmeldung berechtigter Ansprüche abgelten.

Titelseite:
Ob Bierbrauerei, Fußballklub, NGOs, Koch-Entertainer, Musik-Bands, US-Navy u.a. – ikonographische Anlehnungen an die Piratenflaggen von einst erfreuen sich ungebrochener Beliebtheit in den Werbestrategien unterschiedlichster Gruppierungen und haben nicht zuletzt durch das Auftreten von „Piratenparteien" eine neue Dimension erfahren. (Bildquellen-Dokumentation siehe S. 50)
Gestaltung: Eduard Fuchs

Heftredaktion: Eduard Fuchs/Andrea Schnöller
Layout/Satz: Rainer Oppel

AutorInnen:
Martin Buchsteiner, Studium der Geschichte, Sozialwissenschaften und Pädagogik in Rostock, 2011 bis 2012 Lehrer für Geschichte und Sozialkunde in Rostock, seit 2012 Mitarbeiter am Fachbereich Geschichtsdidaktik der Universität Greifswald.

Alexander Hensel, Studium der Politikwissenschaft, Philosophie und Medien- und Kommunikationswissenschaft in Göttingen sowie in Madrid. Mitarbeiter am Göttinger Institut für Demokratieforschung.

Stephan Klecha, Studium der Sozialwissenschaften in Göttingen. Lehr- und Forschungstätigkeiten in Göttingen, Berlin und Erlangen-Nürnberg, seit 2012 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Göttinger Institut für Demokratieforschung.

Stephan Köhler, Lektor und Dissertant am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Wien. Mitglied des Forschungsschwerpunktes Globalgeschichte der Universität Wien.

Veronika Kolomaznik, Lehramtsstudium für die Unterrichtsfächer Geschichte, Sozialkunde und Politische Bildung sowie Werkerziehung in Wien. Seit 2010 Bachelorstudium Klassische Archäologie in Wien.

Martin Nitsche, Studium der Geschichte, Germanistik und Pädagogik in Greifswald und in Litauen, 2009 bis 2012 Lehrer für Geschichte, Deutsch und Sozialkunde in Greifswald und Stralsund, seit 2012 Mitarbeiter am Fachbereich Geschichtsdidaktik der Universität Greifswald.

Andreas Obenaus, AHS-Lehrer für Mathematik und Geschichte, Mitglied des Forschungsschwerpunktes Globalgeschichte der Universität Wien sowie externer Lektor an der Universität Wien..

Eugen Pfister, Studium der Geschichte in Wien und in Paris. 2013 Promotion in Frankfurt am Main und in Trento. Externer Lektor an der Universität Wien; arbeitet im Bereich der Kulturwissenschaften und politischen Kommunikation.

Birgit Tremml-Werner, Studium der Geschichte und Japanologie in Wien. Von 2007 bis 2012 Assistentin in Ausbildung an der Universität Wien. Derzeit JSPS-Postdoc Research Fellow an der University of Tokyo. Mitglied des Forschungsschwerpunktes Globalgeschichte der Universität Wien.

Die wissenschaftliche Redaktion der „Historischen Sozialkunde" wird auch im Jahr 2013 durch eine Förderung der Magistratsabteilung 7, Gruppe Wissenschaft, unterstützt.

StaDt Wien WIENKULTUR

Erscheinungsort Wien, Verlagspostamt 1010 Wien, Plus.Zeitung 06Z036815P

Inhaltsverzeichnis

2 Editorial

Andreas Obenaus
3 Wikinger und Sarazenen
Frühmittelalterliche Piraten an den Küsten Kontinentaleuropas
Piraten aus dem Norden … – … und aus dem Süden – Erste Überfälle von Wikingern und Sarazenen – Die Blütezeit der Wikinger- und Sarazenenüberfälle – Kostbarkeiten, Lösegelder und Sklaven – Piraten oder Soldaten? – Das Ende der Wikinger- und Sarazenenüberfälle

Stephan Köhler
10 Von Seefahrern, Händlern und Piraten
Der Kaperkrieg als „staatliche Institution" im Mittelalter
Piraterie im Mittelalter. „Als ein Zug frischer Streitbarkeit durch die Seestädte ging"? – Piraten als Streiter Gottes – Piraterie als wirtschaftliches Unternehmen – Staatliche Regelungen von Piraterie und Kaperfahrten – Verträge, Statuten und Gesetze – Piraterie im Alltag

Birgit Tremml-Werner
17 Von Banditen, Barbaren und Seeräubern
Wakō -Verbände im Chinesischen Meer
Von Korea … – … nach China – Wakō-Biographien und die Expansion des maritimen Fernhandels – Wang Zhi – Zheng Zhilong

Veronika Kolomaznik
23 Der Piratenbund der südchinesischen Küste
Vom Seeräuber zum Piraten – Der Piratenbund – Die Reaktionen der Qing-Regierung

Alexander Hensel/Stephan Klecha
29 Piraten in der Politik
Über die Sprache und Metaphorik der deutschen Piratenpartei
Politische Namenswahl – Erben der Netzpiraten – Piraterie in der Parteifolklore – Von der Chance zur Krise

Eugen Pfister
35 Piraten-Pop-Kultur
Wandel und Bedeutung eines kulturellen Piratenbildes
Der heldenhafte Freibeuter… – … und der ruchlose Pirat – Das Piratenbild heute

Fachdidaktik

Martin Buchsteiner/Martin Nitsche
41 Störtebeker – Möglichkeiten binnendifferenzierter De-Konstruktion einer kulturgeschichtlichen Mythenbildung im Unterricht
Der Mythos. Wahrnehmung und Rezeption – Didaktische Rahmung – Methodische Umsetzungsmöglichkeiten im Geschichtsunterricht

Editorial

Von der Antike bis weit herauf in die Neuzeit lösten die Begriffe Pirat und Seeräuber in den unterschiedlichsten Sprachen und Übersetzungen Angst und Schrecken bei Seehändlern und Küstenbewohnern aus – und selbst heute noch sind Regionen wie Somalia, der Golf von Guinea und die Straße von Malakka vor Piraterie keineswegs sicher. Seine Wurzeln hat das deutsche Wort Pirat dabei im griechischen *peiratés* beziehungsweise im davon entlehnten lateinischen *pirata*. Gerade über die lateinische Form fand dieser Begriff wohl im Verlauf des Mittelalters Einzug in zahlreiche europäische Sprachen – darunter eben auch in das Deutsche.

Was dabei im Laufe der Zeit als Piraterie bezeichnet wurde, hing fast immer vom Blickwinkel des Betrachters ab. So galten für die meisten Staatsgefüge – vom Römischen über das Fränkische Reich und das imperiale China bis hin zum überseeischen spanischen Imperium – all jene Personen als Piraten, die die Seeherrschaft und den Seehandel in den von diesen Reichen beanspruchten Meeren und Küstenzonen störten. Diese Seeräuber machten sich häufig gewaltsam das Hab und Gut von anderen Personen zu eigen und bemächtigten sich auch gerne der Personen selbst zum Zweck der Lösegelderpressung oder Versklavung. Dabei lässt sich aber – speziell ab der frühen Neuzeit – bei den verschiedensten Seemächten auch die Tendenz bemerken, Piraterie als Mittel der (maritimen) Kriegsführung gegen konkurrierende Mächte einzusetzen. Als Freibeuter beziehungsweise Kaperfahrer überfielen Private im Auftrag oder zumindest mit Duldung eines Staatsgefüges die Schiffe und Hafenstädte des Gegners. Diese Aktivitäten machten sie für die eine Seite zu Helden und für die andere Seite eben zu Piraten und Verbrechern. Speziell in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts und insbesondere im 21. Jahrhundert taucht der Begriff Piraterie vermehrt in anderen Kontexten auf. So bezeichnet man den Diebstahl von Filmen, Audiodaten, Software und ganz allgemein Markenartikeln gehobener Preisklasse als Piraterie. Mit der Gründung von Piratenparteien in mehreren europäischen Ländern hat der Begriff in jüngeren Jahren auch in innenpolitischen Bereichen Einzug gefunden.

In den nachfolgenden sechs Artikeln greifen die Autoren unterschiedliche Beispiele von Piraterie auf, um sich ihren verschiedenen Facetten anzunähern. Die ersten beiden Artikel sind im Mittelalter angesiedelt: Andreas Obenaus untersucht Wikinger und Sarazenen als Bedrohung für das christliche Abendland, während Stephan Köhler Piraterie und das Aufkommen von staatlicher Legitimierung – in Form von Kaperfahrern – am Beispiel italienischer Seestädte diskutiert.

In den Beiträgen von Birgit Tremml-Werner und Veronika Kolomaznik verschiebt sich das Augenmerk auf den ostasiatischen Raum. Birgit Tremml-Werner betrachtet das Auftreten der Piraten im Ostchinesichen Meer zwischen dem 13. und 17. Jahrhundert, während sich Veronika Kolomaznik den mächtigen südchinesischen Piratenverbänden um 1800 widmet.

In der Politik des 20. und 21. Jahrhunderts sind Alexander Hensel und Stephan Klecha mit ihrem Artikel zu Piratenparteien angekommen. Eugen Pfister untersucht abschließend den Topos Piraterie in alten (Literatur und Theater) und neuen (Film und Computerspiel) Medien.

LITERATUR

R. BOHN, Die Piraten. München 2007.

A. CÓLAS/B. MABEE (Hg.), Mercenaries, Pirates, Bandits and Empires: Private Violence in Historical Context. New York 2010.

V. GRIEB/S. TODT (Hg.), Piraterie von der Antike bis zur Gegenwart (Historische Mitteilungen - Beihefte, Bd. 81), Stuttgart 2012.

A. OBENAUS/E. PFISTER/B. TREMML (Hg.), Schrecken der Händler und Herrscher. Piratengemeinschaften in der Geschichte. Wien 2012.

Andreas Obenaus

Wikinger und Sarazenen

Frühmittelalterliche Piraten an den Küsten Kontinentaleuropas

Folgt man den Hinweisen in zahlreichen Chroniken des westlichen Kontinentaleuropas, dann wurden die Küstengebiete des Frankenreichs und der Apenninhalbinsel während des 9. und 10. Jahrhunderts erschreckend häufig von Piratengruppen heimgesucht. Diese plünderten küstennahe Ansiedelungen, Handelsplätze und Klöster, drangen aber ebenso zu Schiff auf den großen Flussläufen, zu Fuß oder zu Pferd ins Landesinnere vor, um dort zu brandschatzen und zu rauben. Der dabei von ihnen angerichtete Schaden scheint laut den schriftlichen Quellen durchaus beträchtlich gewesen zu sein. Gelegentlich ließen sich diese Piraten auch in den von ihnen heimgesuchten Gebieten nieder und blieben – manchmal nur für kurze Zeit, manchmal jedoch auch für mehrere Jahre, Jahrzehnte oder sogar für immer.

Die Bedrohung kam dabei sowohl aus nördlicher und östlicher Richtung über die Nordsee als auch aus südlicher Richtung über das Mittelmeer. Identifiziert wurden diese Piratengruppen in den christlichen Quellen unter anderem als *Nordmanni* oder auch *Dani*, wenn es um jene Gruppen aus dem Norden und Osten ging, während die über das Mittelmeer kommenden Piraten häufig als *Saraceni* oder *Mauri* bezeichnet wurden. Ein Eintrag für das Jahr 842 aus den sogenannten Annalen von St. Bertin, einer im westfränkischen Herrschaftsgebiet verfassten Chronik, gibt einen guten Einblick in diese doppelte Bedrohung. So wird in zwei direkt aufeinanderfolgenden Passagen einerseits von der Zerstörung des bedeutenden fränkischen Handelsplatzes Qentovic an der Ärmelkanalküste durch Nor(d)mannen als auch von der Verwüstung des am Unterlauf der Rhone und unweit der Küste des Löwengolfs (Golf du Lyon) gelegenen Umschlagplatzes sowie erzbischöflichen Sitzes von Arles durch Mauren berichtet.

Überfälle von Wikingern und Sarazenen auf das Frankenreich im Jahr 842

„Um diese Zeit erschien plötzlich mit Tagesanbruch eine Flotte der Nor(d)mannen vor dem Handelsplatz Qentovic, und diese wüteten so furchtbar, indem sie alles verwüsteten, die Einwohner fortschleppten und ohne Unterschied des Geschlechts töteten, dass sie nichts als die Gebäude zurückließen, deren Schonung teuer erkauft wurde. Auch maurische Piraten, die auf der Rhone bis Arles gelangten, verwüsteten alles ringsumher und zogen darauf mit beutebeladenen Schiffen ungestraft wieder fort.“ (Rau 1958:59)

Aus den Annalen von St. Bertin

Nirgendwo in den küstennahen Gebieten des Frankenreichs schien man zu dieser Zeit also vor einer Bedrohung durch Piraten sicher – weder entlang der Nordsee, des Ärmelkanals und des Atlantiks noch am Löwengolf beziehungsweise im Mittelmeerraum. Um welche Personengruppen handelte es sich jedoch bei diesen Piraten, die Kontinentaleuropa während des 9. und beginnenden 10. Jahrhunderts in Angst und Schrecken versetzten?

Piraten aus dem Norden …

Die christlichen Chronisten aus dem Frankenreich verwendeten die unterschiedlichsten Begriffe und Namen, wenn sie über die Plünderer aus dem Norden berichteten. Barbaren, Heiden oder auch einfach Piraten gehörten zu den unspezifischeren. Nordmänner (lat. *Nordomanni*, *Nortmanni*, …) oder Dänen (lat. *Dani*) gaben hingegen Aufschluss über ihre ungefähre Herkunft. Dabei konnten die Bezeichnungen auch sehr konkret werden. So erwähnt eine aquitanische Quelle explizit Vestfolder (lat. *Westfaldingi*) – also Bewohner der norwegischen Region Vestfold am Oslofjord – im Zusammenhang mit Seeräuberangriffen auf das westliche Frankenreich. Allgemein stammten diese Piraten also aus dem skandinavischen Raum, gerade dem heutigen Norwegen, Schweden oder Dänemark. Später kamen sie ebenso von den Britischen Inseln, auf denen sie sich im Laufe des 9. Jahrhunderts nach großen Plünderungszügen niedergelassen und teilweise die Herrschaft übernommen hatten. In der modernen Geschichtsschreibung werden diese zumeist nordgermanischen Völkergruppen des Frühmittelalters unter dem Sammelbegriff Wikinger geführt. Dabei taucht diese Bezeichnung in den zeitgenössischen schriftlichen Quellen des christlichen Europas im Prinzip so gut wie nie auf. Auch die zumeist viel später abgefassten nordischen Quellen verwenden diesen Begriff für ihre großen Helden kaum, da er offensichtlich einen negativen Beigeschmack hatte. Dies erklärt der deutsche Mediävist Arnulf Krause folgendermaßen:

„Für die Skandinavier waren nämlich alle ‚Wikinger‘ Piraten, vor denen sie selbst sich ebenso wenig sicher fühlten wie die Franken oder Engländer. Wenn damals ein dänischer oder norwegischer Bauer sagte, er gehe über den Sommer auf Wiking, hieß das, er unternahm

einen Raubzug. Dieser führte meistens nach England oder an die Küsten des Frankenreichs, richtete sich manchmal aber auch gegen skandinavische Nachbarn. Woher das Wort stammt, ist ungewiss. Es lässt sich unter anderem auf die Bezeichnung eines Handelsplatzes (*wik*), auf das altnordische Wort für eine Bucht (*vík*) oder auf den südnorwegischen Landschaftsnamen *Viken* zurückführen. Seine Bedeutung war aber klar: Ein Wikinger (*víkingr*) war ein Seeräuber." (Krause 2012:13-14)

… und aus dem Süden

Auch für die über das Mittelmeer kommenden Seeräuber kannten die lateinischen Quellen des Frankenreichs und der Apenninhalbinsel verschiedene Bezeichnungen. Allgemeine Begriffe wie Piraten oder Heiden gehörten natürlich ebenso dazu. Interessanter hingegen sind Bezeichnungen wie *Agareni* oder *Hismaelitae*, die einen Einblick in die Geisteswelt des frühmittelalterlichen Abendlandes geben. Mit diesen Begriffen bezeichneten christliche Autoren arabischstämmige oder allgemein muslimische Völkergruppen, die sie für Nachkommen des alttestamentarischen Patriarchen Abraham und seiner Sklavin Hagar beziehungsweise für die Nachfahren des gemeinsamen Sohnes dieser beiden namens Ismael hielten. Teilweise finden sich aber auch antiquierende Bezeichnungen wie Punier (lat. *Poeni*) für diese Seeräuber in den Chroniken. In diesen Fällen scheint es so, als wollten die zumeist dem geistlichen Stand angehörigen Verfasser mit ihrem klassischen antiken Wissen prahlen. Am meisten gebraucht waren für die Piraten aus dem Süden aber zwei Begriffe, nämlich Mauren (lat. *Mauri*) und Sarazenen (lat. *Saraceni*). Der erste Begriff dürfte dabei vom antiken Königreich Mauretanien beziehungsweise der römischen Provinz Mauretania, die sich über das heutige Nordmarokko und Nordalgerien erstreckte, abgeleitet worden sein, oder aber auch vom griechischen Wort *mauros*, was für dunkel – hier wohl eher für dunkelhäutig – steht. In den frühmittelalterlichen christlichen Chroniken scheinen damit speziell Muslime berberischer Herkunft bezeichnet worden zu sein. Der zweite Begriff – also *Saraceni* – wurde ursprünglich für einen im Nordwesten der Arabischen Halbinsel siedelnden Stamm verwendet, wobei die lateinischen Quellen bald allgemein Muslime arabischer Herkunft darunter verstanden. Diesen unterschiedlichen Namen wurden gelegentlich auch noch mehr oder weniger genaue Herkunftsbezeichnungen beigefügt. So ist in den Quellen unter anderem von afrikanischen, spanischen, kretischen oder auch libyschen Mauren und Sarazenen die Rede.

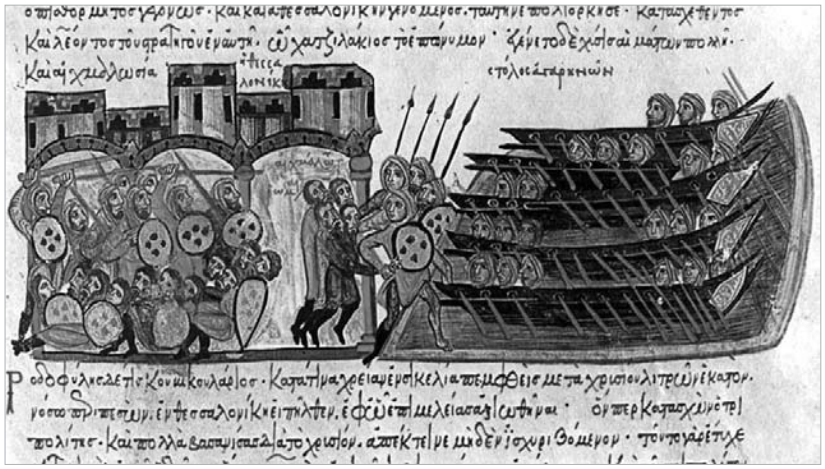


Abb. 1: Sarazenen plündern die griechische Hafenstadt Thessaloniki im Jahr 904 (Aus der Madrider Bilderhandschrift des Skylitzes, spätes 12. Jh.)

In Summe handelte es sich bei den Piraten aus dem Süden somit um Personengruppen aus den muslimisch beherrschten Mittelmeergebieten. Diese erstreckten sich im 9. und 10. Jahrhundert von der Iberischen Halbinsel über den gesamten nordafrikanischen Raum bis an die Küsten des Nahen Ostens, wobei später auch manche mediterrane Inseln wie Sizilien und Kreta dazugehörten. Gerade von den muslimischen Gebieten, die dem südlichen Frankenreich und der Apenninhalbinsel am nächsten lagen, gingen jedoch die meisten Überfälle aus. Dabei handelte es sich um die Herrschaftsgebiete von Al-Andalus auf der Iberischen Halbinsel sowie von Ifrīqiya, welches grob vom östlichen Algerien über Tunesien bis ins westliche Libyen reichte.

Erste Überfälle von Wikingern und Sarazenen

Eine eindeutige Trennlinie zwischen friedlichen Seehändlern und gewaltbereiten Piraten war in europäischen Gewässern bereits in der Antike oft nur schwer zu ziehen. Der Zeitraum des Frühmittelalters bildete in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Seefahrer aus dem skandinavischen Raum unterhielten lange vor den ersten großen Wikingerüberfällen gute Handelskontakte zu den Küstenorten des nördlichen Frankenreichs und der Britischen Inseln. Ebenso steuerten aus muslimischen Herrschaftsbereichen kommende Seehändler die Hafenstädte des südlichen Frankenreichs und der Apenninhalbinsel bereits vor der ersten großen Welle von muslimischen Piratenüberfällen an. Raub, Plünderung oder kriegerische Zwischenfälle kamen damals sicher auch schon als Nebenprodukt dieser Handelskontakte vor. Die Hinweise in den schriftlichen Quellen sind dazu jedoch eher spärlich.

Gegen Ende des 8. Jahrhunderts sollte sich diese Situation dann dramatisch ändern. In den lateinischen Chroniken häufen sich ab dieser

Zeit kurze Berichte über die Aktivitäten von fremden Piratengruppen. Warum es gerade damals zu einer ersten großen Serie von Seeräuberüberfällen auf das christliche Europa kam, ist nicht klar zu beantworten. Innenpolitische Gründe werden sowohl bei Wikingern als auch Sarazenen oftmals ins Spiel gebracht. Nautische Neuerungen und Erkenntnisse vermutet man eher nur bei den Wikingern. Überbevölkerung und die damit verbundene Suche nach neuen Siedlungsgebieten scheint nur teilweise von Bedeutung gewesen zu sein. Vielmehr versuchten wohl lokale Anführer, sich durch Raubzüge Reichtümer aller Art und somit auch größeres Ansehen zu verschaffen. Klar scheint auf jeden Fall, dass sowohl Wikinger als auch Sarazenen offensichtlich in der Lage waren, diese Angriffe durchzuführen und diese Chance bereitwillig nutzten. Dabei trafen frühe Überfälle vor allem dem Kontinent vorgelagerte Inselgruppen und danach erst die Küsten Kontinentaleuropas.

So wurden die Wikinger im Norden zuerst gegen die Britischen Inseln aktiv. Aus den schriftlichen Quellen erfahren wir, dass im Jahr 793 das Inselkloster von Lindisfarne vor der Nordostküste Englands von Wikingern geplündert wurde. 794 folgte die vor der schottischen Küste liegende Inselgruppe der Hebriden mit dem berühmten Kloster von Iona, während 795 Wikingerflotten bereits Irland heimsuchten. Die Britischen Inseln sollten im nachfolgenden Jahrhundert zu einem Hauptzielgebiet von Wikingerüberfällen werden und Wikingergruppen konnten bald darauf dauerhaft die Herrschaft über manche Teile dieser Inseln übernehmen.

Im Süden berichten die fränkischen Reichsannalen für die Jahre 798 und 799 von ersten Angriffen der Sarazenen und Mauren auf die Balearen. Diesen folgten spätestens 806 Überfälle auf Korsika und Pantelleria, während 809 und 810 wiederum Korsika und diesmal auch Sardinien betroffen waren. Dabei sollten islamische Seeräuber – bald verstärkt durch reguläre Streitkräfte aus islamischen Machtbereichen – ebenso die Herrschaft über einige dieser Inseln übernehmen. So wurde ab 827 Sizilien schrittweise von Truppen der über Ifrīqiya herrschenden Statthalterdynastie der Aghlabiden erobert, während die Balearen spätestens ab der Mitte des 9. Jahrhunderts unter die Kontrolle der Dynastie der Umaiyaden, die Al-Andalus regierten, gerieten.

Blickt man auf Kontinentaleuropa, dann fand der erste heute bekannte Wikingerüberfall im Jahr 799 statt, als die etwas südlich der Loiremündung gelegene Atlantikinsel Noirmoutier, auf der ebenfalls ein bekanntes Kloster lag, von Seeräubern aus dem Norden angegriffen wurde. Laut den fränkischen Reichsannalen reagierte man jedoch sehr rasch auf diese neue Bedrohung. So unternahm Karl der Große im Jahr 800 bereits eine Inspektionsreise zu den von den fremden Seeräubern bedrohten Gebieten seines Reiches und ließ dort Küstenverteidigungen errichten sowie eine Flotte bauen. (Rau 1955:73) Diese Maßnahmen dürften ihre Wirkung gezeigt haben. Bis auf wenige Passagen, wie jene über einen Wikingerangriff auf Friesland im Jahr 810, liest man danach bis in die 830er Jahre eigentlich kaum noch von Piratenüberfällen im Norden.

Im Süden begannen muslimische Piraten spätestens im Jahr 813 ihre Plünderungszüge bis zu den Küsten Kontinentaleuropas auszudehnen, als sie das provenzalische Nizza und die im Latium gelegene Hafenstadt Civitavecchia plünderten. Fränkische Flotten errangen jedoch auch im Mittelmeer gegen Ende des 8. und am Beginn des 9. Jahrhunderts manchen Abwehrerfolg gegen muslimische Angreifer. (Rau 1955:71, 104-105) Ob die nachfolgende und ebenso bis in die 830er dauernde relative Ruhe an den Küsten der Apenninhalbinsel und des südlichen Frankenreichs jedoch auf die Stärke der christlichen Verteidiger oder auf innere Probleme in den islamischen Herrschaftsbereichen – wie

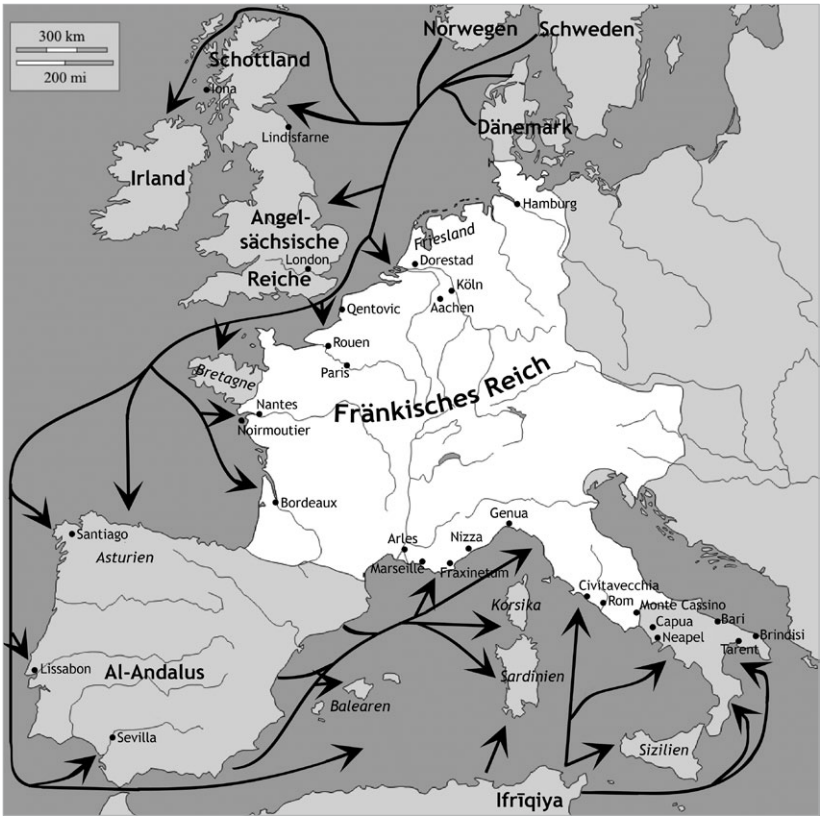


Abb. 2: Haupteinfallsrouten von Wikingern und Sarazenen (9./10. Jahrhundert)

Hungersnöte und lokale Aufstände in Al-Andalus zeigen – zurückzuführen ist, scheint diskutierbar.

Die Blütezeit der Wikinger- und Sarazenenüberfälle

Von den 830er Jahren bis weit herauf in das 10. Jahrhundert dauerte die Hauptphase der Piratenaktivitäten von Wikingern und Sarazenen an den Küsten Kontinentaleuropas. Dabei begünstigten die in diesem Zeitraum offensichtlichen innenpolitischen Schwächen der christlichen Mächte das Vordringen der fremden Seeräuber. So durchlebte das Fränkische Reich ab den 830ern zahllose Erbstreitigkeiten und Teilungen, die dieses wichtige Herrschaftsgebiet nachhaltig schwächten. Im Süden der Apenninhalbinsel sollten zwischen den langobardischen Herrschern ebenfalls innere Machtkämpfe entbrennen, während die wenigen verbliebenen byzantinischen Außenposten auf italienischem Boden kaum noch auf einen militärischen Beistand aus Konstantinopel hoffen durften.

So begannen die Wikinger in diesem Zeitraum das Fränkische Reich von den Nordseeküsten Frieslands bis zu den Atlantikzonen Aquitaniens heimzusuchen. Sarazenen und Mauren überfielen neben den zuvor genannten mediterranen Inselgruppen die Küstengebiete am Löwengolf sowie der gesamten westlichen und südlichen Apenninhalbinsel – vorwiegend jedoch jene Kampaniens, Kalabriens und Apuliens. Der bedeutende fränkische Handelsplatz von Dorestad, der unweit der heute niederländischen Stadt Utrecht lag, wurde dabei zwischen 834 und 837 im Prinzip jährlich von Wikingern geplündert. Rouen (841), Nantes (843), Hamburg (845), Bordeaux (848), Köln (862/63 und 881/82) oder auch Aachen (881/82) bilden eine Auswahl weiterer von ihnen überfallener Städte. Nicht viel besser erging es manchen mediterranen Hafenorten. So wurde das heute südfranzösische Nizza zumindest in den Jahren 813, 859, 880 und 942/43 von Sarazenen überfallen. Zu ihren weiteren Zielen gehörten unter anderem Marseille (838), Brindisi (838), Capua (841), Arles (842 und 850), Monte Cassino (883) oder Genua (934/35). Wie bedrohlich diese Piratenüberfälle für die christlichen Reiche werden konnten, lässt sich daran erkennen, dass Wikinger in den Jahren 845, 857, 861 und 865 über die Seine bis Paris vordrangen, dabei zwei Mal die Stadt verwüsteten, einmal nach der Bezahlung von Lösegeld abzogen und einmal nur erfolgreich abgewehrt wurden. 885/86 belagerte ein großes Wikingerheer die Stadt sogar noch einmal für fast ein Jahr. Ein Entsatzheer unter Kaiser Karl III. konnte gegen die Feinde aus dem Norden wenig ausrichten und so wurde Paris wiederum nur nach Bezahlung einer großen Summe Geldes von ihnen befreit. Im Süden Kontinentaleuropas bedrohten Mauren und Sarazenen hingegen die Stadt Rom, den Sitz des Papstes. Zumindest im Jahr 846 konnten dabei die muslimischen Piraten die außerhalb der Stadtmauern liegende Peterskirche sowie die Basiliken des Hl. Paulus und des Hl. Laurentius plündern. Im Jahr 849 wurde hingegen ein weiterer muslimischer Überfallsversuch noch am Meer – unweit des Hafens von Ostia – erfolgreich abgewehrt.

Der Abzug der Wikinger von Paris im Jahr 886

„Der Kaiser [Karl III.] aber kam mit seinem Heere zu dem Lager der Nor(d)mannen, und weil sie das auf beiden Seiten des Flusses aufgeschlagen hatten, zwang er sie, das eine Ufer aufzugeben, den Fluss zu überschreiten und ihr Lager auf das andere Ufer zu beschränken. Darauf sandte er Wachmannschaften nach der Stadt [Paris] und ließ das Heer über den Fluss setzen. Und da der Winter bevorstand, begannen alsbald von beiden Seiten Gesandte hin- und herzugehen, dass der Kaiser mit den Dänen Frieden machen möchte. Und es wurde ein wahrhaft erbärmlicher Beschluss gefasst. Denn nicht nur wurde ihnen für die Stadt eine Loskaufsumme versprochen und gegeben, sondern auch ohne irgend welche Behinderung ihnen freier Weg gelassen, um in Burgund zu plündern." (Rau 1958:315)

Aus den Annalen von St. Vaast

Überfall der Sarazenen und Mauren auf Rom im Jahr 846

„Im Monat August kamen die Sarazenen und Mauren auf dem Tiber nach Rom, verwüsteten die Kirche des Hl. Petrus, des Apostelfürsten (mit dem Altar des Apostelfürsten nahmen sie den ganzen Schmuck und Schatz mit fort) und besetzten einen stark befestigten Berg hundert Meilen von der Stadt. Einige Herzöge Lothars griffen dieselben ziemlich ungescheut an und wurden vernichtet; ein Teil der Feinde aber wurde, als er in die Kirche des heiligen Apostel Paulus drang, von der Landbevölkerung völlig überwältigt und niedergemacht." (Rau 1958:69)

Aus den Annalen von St. Bertin

Dieses mitunter weite Vordringen von Wikingern und Sarazenen wäre ohne Stützpunkte in den von ihnen überfallenen Gebieten wohl nicht so leicht möglich gewesen. So verwundert es kaum, dass wir in den lateinischen Quellen anfangs von kurzfristig genützten Winterlagern oder befestigten Landeplätzen dieser Seeräuber, später sogar von festen Piratennestern oder gar kleineren Herrschaftsgebieten lesen. Vor allem Insellagen waren dabei sowohl für kurzfristige als auch später dauerhafte Stützpunkte sehr beliebt, da das umgebende Meer einen gewissen Schutz als auch eine gute Rückzugsmöglichkeit per Schiff gewährte. So gelang es zum Beispiel einer Wikingergruppe, sich im Jahr 842 dauerhaft auf der Atlantikinsel Noirmoutier niederzulassen. Muslimische Piraten hingegen, die im selben Jahr vermutlich Ähnliches auf der Insel Ponza vor der latinischen Küste beabsichtigten, wurden rasch von einer vereinigten Flotte aus den Hafenstädten Neapel, Gaeta, Amal-

Über die Errichtung des muslimischen Piratenstützpunktes von Fraxinetum

„Nun geschah es …, dass zwanzig Sarazenen, nicht mehr, die in einem kleinen Fahrzeug Spanien verlassen hatten, wider ihren Willen vom Winde dorthin verschlagen wurden. Diese Seeräuber stiegen dort nächtlicherweile ans Land, betraten unbemerkt den Flecken, ermordeten, o Jammer! die Christgläubigen, nahmen den Ort in Besitz und richteten den Berg Maurus daneben zu einer Zufluchtsstätte ein, um daselbst vor Nachbarvölkern sicher zu sein. … Im Vertrauen auf die Unzugänglichkeit des Ortes durchstreiften sie nun heimlich die Umgegend. Um noch möglichst viele herbeizurufen, sandten sie Boten nach Spanien, rühmten ihnen den Ort und hießen ihnen, dass sie ihre Nachbarvölker für nichts achten." (Bauer/Rau 1977:253.)

Aus dem Buch der Vergeltung des Liudprand von Cremona

fi und Sorrent vertrieben. Dass dabei sowohl Wikinger als auch Sarazenen zumindest einmal im selben Gebiet – wenn auch zu unterschiedlichen Zeiten – temporäre Stützpunkte hatten, geht aus den Annalen von St. Bertin hervor. So nutzte eine dänische Flotte im Jahr 859 während einer der seltenen Wikingerfahrten, die über den Atlantik bis ins Mittelmeer führten, die im Rhonedelta gelegene Flussinsel Camargue am Löwengolf als vorübergehendes Lager, während rund zehn Jahre später – also um das Jahr 869 – auch Sarazenen dort einen Hafenplatz hatten. (Rau 1958:101, 203)

Günstig gelegene Küstenzonen oder auch erfolgreich eroberte Hafenstädte konnten genau so schnell zu vorgeschobenen Piratenbasen werden. Dies sieht man am Beispiel der apulischen Häfen Bari und Tarent, die in den 840er Jahren von Sarazenen und Mauren erobert und für rund drei Jahrzehnte besetzt gehalten wurden. Ein muslimischer Stützpunkt an der provenzalischen Küste nahe dem heutigen Saint-Tropez, der in den lateinischen Quellen *Fraxinetum* genannt wurde, scheint hingegen um 890 von Piraten neu gegründet und bis zu seinem gewaltsamen Ende um 975 schrittweise ausgebaut worden zu sein.

Fränkische Herrscher versuchten darüber hinaus, ihre Feinde aus dem Norden gelegentlich durch die Vergabe von Küstengebieten als Lehen an sich zu binden, was im Süden gegen Sarazenen und Mauren undenkbar blieb. Dabei ging mit der Vergabe solcher Lehen natürlich immer auch die Verpflichtung zum Gehorsam gegenüber dem neuen Lehensherrn, zur Abwehr von nachfolgenden Angreifern aus dem Norden wie auch zur Christianisierung einher. Dass diese neuen „Verbündeten" mitunter ihrer seeräuberischen Lebensart doch noch einige Zeit lang verbunden blieben, darf jedoch nicht allzu sehr verwundern und mitunter entstanden dadurch kurzfristig neue „Wikingernester" an den Küsten des Frankenreichs. Trotzdem konnten die fränkischen Herrscher mit dieser Taktik der Abwehr von Wikingerüberfällen auch Erfolge verzeichnen, wie man nachfolgend noch sehen wird.

Lösegeldforderung muslimischer Piraten für den (toten) Erzbischof Rotland von Arles im Jahr 869

„Die Sarazenen aber landeten bei dieser Burg, und nachdem mehr als dreihundert von den Seinigen [Krieger des Erzbischofs Rotland] getötet worden waren, wurde er von den Sarazenen gefangen genommen, auf ihre Schiffe gebracht und gefesselt. Und während nun 150 Pfund Silber, 150 Mäntel, 150 Schwerter und 150 Sklaven, das nicht gerechnet, was man nach Gefallen gab, zur Auslösung des selben geboten wurden, starb der Bischof inzwischen auf den Schiffen am 19. September. Die Sarazenen aber drängten, klug wie sie waren, auf eine rasche Auslösung, indem sie sich stellten, als ob sie an diesem Orte nicht länger verweilen könnten. … Und nachdem die Sarazenen das ganze Lösegeld in Empfang genommen hatten, setzten sie den Bischof, mit den Priestergewändern, in welchen er gefangen genommen worden war, bekleidet, auf einen Stuhl und trugen ihn wie zur Ehrenbezeugung vom Schiff aufs Land. Da nun aber seine Befreier mit ihm sprechen und ihn beglückwünschen wollten, fanden sie, dass er tot war." (Rau 1958:203)

Aus den Annalen von St. Bertin

Kostbarkeiten, Lösegelder und Sklaven

Schnellen Reichtum zu erlangen und dadurch in der Heimat oder auch in der Fremde einen sozialen Aufstieg zu schaffen, war sicher ein zentrales Motiv für die Piratenüberfälle von Wikingern und Sarazenen während des 9. und 10. Jahrhunderts. Leicht bewegliches Gut von möglichst großem Wert, das beim Transport am Schiff nur wenig Platz wegnahm, gehörte somit für diese Seeräuber sicher zur beliebtesten Art von Beute. Dabei konnten Kostbarkeiten und Schmuckstücke aus Edelmetall und/oder Edelstein vor allem bei Überfällen auf Kirchen und Klöster leicht lukriert werden. Weiters interessierte man sich aber auch für alle anderen Arten hochwertiger Gebrauchsgegenstände, wie edle Stoffe, Pelze, Waffen oder Werkzeuge. Lebensmittel wurden hingegen eher nur für den Gebrauch vor Ort zusammengestohlen, da ein langer Transport über das Meer, der zusätzlich auch viel Stauraum in Anspruch genommen hätte, nicht sonderlich rentabel gewesen wäre.

Lösegeldforderungen, die in den schriftlichen Quellen häufig erwähnt werden, zeigen uns, wie sehr Wikinger und Sarazenen vor allem an Edelmetall in jeglicher Form interessiert waren. Wenn sich eine gewaltsame Konfrontation, die ja auch für die Angreifer die Gefahr einer Niederlage oder schwerer Verluste bergen konnte, verhindern ließ, so wurde diese Möglichkeit scheinbar genutzt. Das Zerstören und Niederbrennen von Handelsplätzen, Klös-

tern und Städten war also sicher kein Hauptmotiv der Piraten aus dem Norden und Süden. Lösegeld wurde dabei einerseits für die Schonung von Orten vor einem möglichen Angriff und der damit verbundenen Plünderung und andererseits aber auch für gefangen genommene Personen gefordert.

Tributzahlung für Wikinger an der Seine durch König Karl den Kahlen sowie deren Aufbringung im Jahr 866

„Karl schloss mit den Nor(d)mannen ein Abkommen, ihnen eine Summe von 4.000 Pfund Silber zu zahlen, und legte, um diesen Tribut aufzubringen, eine Steuer auf sein Reich: von jeder freien Hube wurden 6 Denare gefordert, von einer unfreien 3, von dem Beisassen einer und von je zwei Häuslern auch einer, sowie der Zehnte von allem, was in den Händen der Kaufleute zu sehen war; aber auch von den Geistlichen wurde, je nach dem was jeder besaß, eine Steuer erhoben und von allen Franken der Heerbannschoß eingezogen. Dann wurde von jeder Hube, der freien wie der unfreien, ein weiterer Denar erhoben, und endlich musste zu zwei Malen jeder der Großen des Reichs je nach dem, was er an Lehen besaß, eine Beitrag in Geld als auch in Wein leisten, um diese Zahlung aufzubringen, die man mit diesen Nor(d)mannen ausgemacht hatte." (Rau 1958:155)

Aus den Annalen von St. Bertin

Ein fundamentaler Unterschied zwischen den Raubzügen der Wikinger im Norden Europas und jenen der Sarazenen und Mauren im Süden Europas lag aber im Bereich des Menschenraubs. Beide Seeräubergruppen nahmen zwar Einheimische gefangen, um – wenn möglich – Lösegeld zu erpressen. Gerade muslimische Piraten entführten jedoch die Landbevölkerung der Mittelmeerinseln und Süditaliens – für die kaum Lösegeld zu erhalten war – in großem Stil, um damit die Sklavenmärkte in Al-Andalus und Nordafrika zu versorgen. Natürlich wurden auch von Wikingern im Norden Europas immer wieder gefangen genommene Personen versklavt. Jedoch gab es gerade in Skandinavien wohl nur eine begrenzte Anzahl an Abnehmern für Sklaven aus dem westlichen Europa. Die amerikanische Mediävistin Barbara McLaughlin Kreutz merkte dazu – etwas überspitzt – an, dass die Wikinger im Norden Europas bei ihren Überfällen auf das Frankenreich und die Britischen Inseln ja eine reichere und prächtigere Gesellschaft, die mehr zu bieten hatte als die eigene, heimsuchten. Umgekehrt galt das für die muslimischen Piraten bei ihren Überfällen auf Süditalien, Südfrankreich und besonders die Mittelmeerinseln eher nicht. Aus diesem Grund war für Mauren und Sarazenen die menschliche Beute sicher wichtiger als für die Wikinger. (Kreutz 1996:53)

Piraten oder Soldaten?

Handelte es sich bei den nun hier beschriebenen Ereignissen des 9. und 10. Jahrhunderts aber tatsächlich um Aktivitäten von Piraten? Könnte man sie nicht auch als maritime Kriegszüge skandinavischer oder islamischer Reiche interpretieren?

Nun ist es nicht immer leicht, dem vorhandenen frühmittelalterlichen Quellenmaterial folgend eine klare Abgrenzung zwischen Piratenüberfällen und regulären (maritimen) Kriegszügen einzuhalten, da die Grenzen mitunter sicher fließend waren. Vielen Betroffenen war es wahrscheinlich auch relativ egal, ob ihre Heimat von auf eigene Rechnung aktiven Piraten oder von mehr oder weniger regulären Truppen im Dienste eines skandinavischen oder islamischen Herrschers heimgesucht wurde. Trotzdem bemerkt man aber bei den Chronisten die Tendenz, Ausdrücke wie *piratae* (Piraten) oder *piraticam facere* (Seeräuberei betreiben) sehr bewusst einzusetzen, sobald es um bestimmte Aktivitäten von Wikingern oder Sarazenen ging. Eine Unterscheidung zwischen offiziellen Kriegszügen bedeutender Herrscher und inoffiziellen Plünderungszügen weniger bedeutender „Warlords" scheint existiert zu haben. Oftmals unterstützten Gruppen von Wikingern und Sarazenen während des 9. und 10. Jahrhunderts – sicherlich gegen gute Bezahlung – auch die eine oder andere Seite in einem lokalen christlichen Machtkampf. Solch ein Wechsel zum Söldnertum scheint dabei eher für auf eigene Faust aktive Seeräuber als für reguläre Truppen eines Herrschers typisch. Darüber hinaus berichten arabische Quellen aus dem Frühmittelalter zwar von maritimen Feldzügen bedeutender Herrscher oder Feldherren gegen christliche Gebiete, erwähnen aber die zahlreichen Überfälle auf Südfrankreich und Süditalien gar nicht beziehungsweise kaum. Bedenkt man, dass auch arabische Chroniken primär die Geschichte bedeutender Personen und Geschehnisse verzeichneten, verwundert es nicht, dass die Überfälle von zumeist aus unteren Schichten stammenden muslimischen Seeräubern und Söldnergruppen auf christliche Territorien hier wenig Beachtung fanden.

Das Ende der Wikinger- und Sarazenenüberfälle

Im Verlauf des 10. Jahrhunderts begannen die Plünderungszüge von Wikingern und Sarazenen auf das europäische Festland schrittweise nachzulassen. Die Gründe dafür waren vielschichtig.

Kleinräumig betrachtet, gelang es manchen fränkischen Herrschern gerade die Piraten aus dem Norden für die eigenen Zwecke zu instrumentalisieren. Dies versuchte man dadurch zu erreichen, dass man bestimmten Wikingeranführern Küstengebiete, die von Seeräuberangriffen besonders bedroht waren, als Lehen übergab. Die neuen – und nun auch getauften – Lehensmänner sollten diese Gebiete in der Folge gegen Überfälle anderer Wikingergruppen verteidigen. Bereits in den 820er

und 830er Jahren sowie danach von 882 bis 885 versuchte man dieses Konzept – jedoch auf lange Sicht erfolglos – in Friesland und an der Rheinmündung umzusetzen. Auch nahe Nantes wurde 921 eine Wikingergruppe angesiedelt, die offensichtlich die Loiremündung schützen sollte. Dabei hielt dieses Bündnis rund 16 Jahre lang. Einen bleibenden Erfolg sollte man im Mündungsgebiet der Seine – um die Stadt Rouen – verzeichnen. Hier gelang es dem westfränkischen König Karl dem Einfältigen im Jahr 911 einen Wikingeranführer namens Rollo zum Lehensmann zu machen. Sowohl Rollo als auch seine Nachfahren sollten mit ihren Lehensherren zwar mitunter in Konflikt geraten, trotzdem kamen sie ihren Aufgaben großteils nach und aus dem ursprünglichen Lehensgebiet um Rouen sollte sich schrittweise das Herzogtum der Normandie entwickeln.

In Summe scheinen jedoch andere Entwicklungen für das Ende der Wikinger- und Sarazenenüberfälle von größerer Bedeutung gewesen zu sein. So setzte gerade im Frankenreich nach den zahllosen inneren Konflikten ab dem beginnenden 10. Jahrhundert eine Phase der Konsolidierung ein. Zwar sollte das Reich nun endgültig geteilt bleiben, aber unter den neuen Dynastien der Ottonen im ehemals Ostfränkischen Reich und der Kapetinger im ehemals Westfränkischen Reich kehrte langsam wieder innere Stabilität ein. Im Mittelmeerraum konnte auch das Byzantinische Reich im späten 9. und 10. Jahrhundert wieder an Stärke gewinnen. Dies brachte vor allem Süditalien erneut unter die Kontrolle Konstantinopels. Sowohl im Norden als auch im Süden Kontinentaleuropas nahmen dadurch die Abwehrerfolge dieser Reiche gegen äußere Feinde zu. Somit taten sich auch die verschiedenen Seeräubergruppen zunehmend schwerer, hier erfolgreiche Plünderungszüge durchzuführen.

Umgekehrt änderte sich aber auch die innenpolitische Situation in den Heimatgebieten der muslimischen und skandinavischen Seeräuber. So sollten auf der Iberischen Halbinsel und in Nordafrika am Beginn des 10. Jahrhunderts die neuen Kalifate der Umaiyaden und der Fatimiden entstehen, in denen die jeweilige Zentralmacht zunehmend die Bedeutung lokaler Adelsgruppen zurückdrängte. Ähnliches geschah auch in Skandinavien durch die Ausbildung von oftmals bereits christlichen Königreichen. Sowohl im Norden als auch im Süden verloren lokale Anführer und „Warlords“ dadurch zunehmend an Bedeutung. Gerade diese dürften aber zu den wichtigsten Initiatoren der Piratenangriffe gezählt haben. Die Ära der Wikinger- und Sarazenenüberfälle ging damit langsam zu Ende. An ihre Stelle traten zunehmend offizielle Kriegszüge von Kalifen und Königen.

LITERATUR

Quellen

A. BAUER / R. RAU, Quellen zur Geschichte der sächsischen Kaiserzeit – Widukinds Sachsengeschichte, Adalberts Fortsetzung der Chronik Reginos, Liudprands Werke. Darmstadt ^{2}1977.

R. RAU (Hg.), Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte – Erster Teil: Die Reichsannalen, Einhard Leben Karls des Großen, Zwei „Leben“ Ludwigs, Nithard Geschichten. Darmstadt 1955.

R. RAU (Hg.), Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte – Zweiter Teil: Jahrbücher von St. Bertin, Jahrbücher von St. Vaast, Xantener Jahrbücher. Darmstadt 1958.

Literatur

A. FORTE/R. ORAM/F. PEDERSEN, Viking Empires. Cambridge 2005.

A. KRAUSE, Die Welt der Wikinger. Hamburg 2012.

B. M. KREUTZ, Before the Normans – Southern Italy in the Ninth and Tenth Centuries. Philadelphia 1996.

A. OBENAUS, „… Diese haben nämlich die maurischen Piraten verwüstet“ – Islamische Piraterie im westlichen Mittelmeerraum während des 9. und 10. Jahrhunderts, in: A. OBENAUS/E. PFISTER/B. TREMML (Hg.), Schrecken der Händler und Herrscher – Piratengemeinschaften in der Geschichte. Wien 2012.

P. SAWYER (Hg.), The Oxford Illustrated History of the Vikings. Oxford/New York 2001.

K. VERSTEEGH, The Arab Presence in France and Switzerland in the 10th Century, in: Arabica XXXVII (1990), 359-388.

Stephan Köhler

Von Seefahrern, Händlern und Piraten

Der Kaperkrieg als „staatliche Institution“ im Mittelalter

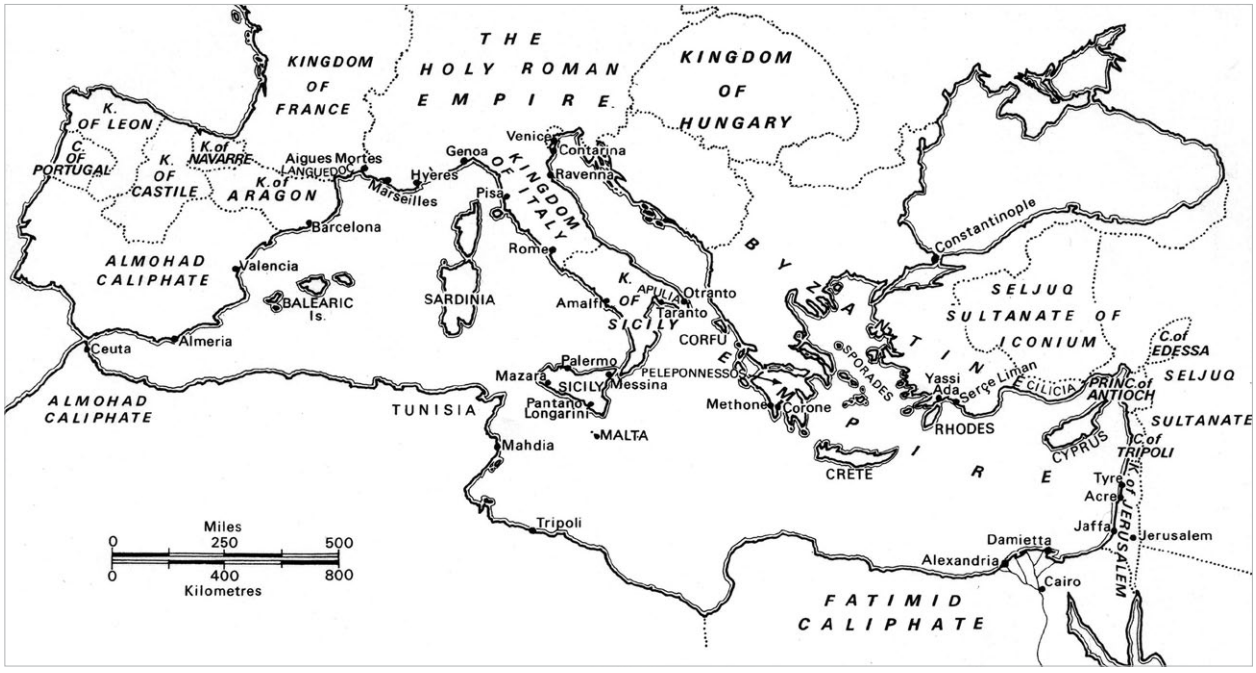
Piraten und Korsaren gelten für gewöhnlich als randständige Gruppen und Gesetzlose, die einem unredlichen Erwerb nachgehen. Das vorherrschende Bild zur mittelalterlichen Piraterie ist dementsprechend geprägt von dem Schaden, den selbige anrichteten, und auch im Lexikon des Mittelalters findet sich unter dem Eintrag zu Seeraub folgendes: „Überall […] galten Korsaren- und Piratenunwesen wie auch der Schmuggel als degenerierte, störende Formen des Wirtschaftslebens.“ (Mollat 1995:1683).

Festzuhalten ist hier die Tatsache, dass Seeraub – wie auch immer dieser definiert sein mag – ein fester Bestandteil des mittelalterlichen Wirtschaftslebens war. Um dieser Realität gerecht zu werden, widmet sich der vorliegende Beitrag der Piraterie als wirtschaftsanthropologischem Phänomen und will sowohl die Bedeutung von Seeraub für die wirtschaftliche Entwicklung als auch dessen Auswirkungen auf das alltägliche (Wirtschafts-)Leben im Mittelalter untersuchen. Alle mediterranen Gesellschaften waren von Seeraub und Kaperkriegen betroffen und so entstanden über die Jahrhunderte unterschiedlichste Formen damit umzugehen.

Piraterie im Mittelalter – „Als ein Zug frischer Streitbarkeit durch die Seestädte ging“?

Dass Piraterie keine mittelalterliche Erfindung ist, liegt auf der Hand. Die Praktik, fremde Kaufleute – sei es zu Lande oder zur See – auszurauben, ist so alt wie der Handel selbst, und die Belege für antike Piraterie sind zahllos. Dennoch wird der Piraterie und dem Kaperkrieg im Hinblick auf den enormen wirtschaftlichen Aufschwung der italienischen Seerepubliken – allen voran Pisa und Genua – ab dem frühen Hochmittelalter eine besondere Bedeutung zugesprochen. So schreibt der französische Historiker Georges Duby: „Die kommerzielle Entwicklung von Pisa und Genua war enger, aber auch gewaltsamer mit den aggressiven Gegenströmungen verknüpft, welche die westliche Christenheit, kaum dass sie über die notwendigen Mittel verfügte, in Angriffe gegen die sarazenischen Piraten lenkte. […] Die Seefahrer aus dem nördlichen Teil des Tyrrhenischen Meeres bauten ihre Schiffe von Anfang an für den Kaperkrieg; genauer gesagt sie bauten Galeeren, die sich zum Angriff und schnellen Rückzug eigneten. Die Pisaner zogen allen voran als Plünderer und Streiter Gottes in die Offensive und begannen erst viel später mit dem eigentlichen Handel.“ (Duby 1977:151)

Ganz ähnlich beurteilte auch Adolf Schaube schon sieben Jahrzehnte früher die Entwicklung der beiden Seestädte Pisa und Genua,



Karte: Mittelmeerraum um 1100. (Aus: John H. PRYOR, The Mediterranean Round Ship, In: R. GARDINER (Hg.), Cogs, Caravels and Galleons. The Saling Ship 1000–1650. London 2000, 59)

als er schrieb, dass durch diese Metropolen im Mittelalter ein Zug frischer Streitbarkeit ging. (Schaube 1906:48) Die Aussagen beider Historiker lassen sich in etwa so zusammenfassen, dass gerade in Pisa und Genua zu dieser Zeit ein neuer Typus des mediterranen Händlers aufkam – nämlich jener des Kaperfahrers. Dieser unterschied sich von den auf eigene Initiative agierenden Piraten dadurch, dass sein seeräuberisches Tun von einer staatlichen Macht legitimiert worden war. Seine – oft gewaltsam – erworbenen Güter konnte er deswegen in zahlreichen Häfen regulär verkaufen. Trotz dieses kommerziellen Aspekts hebt sich der Kaperfahrer aber natürlich dennoch stark vom friedlichen Seehändler ab.

In Summe scheint es, dass in manchen Gebieten des Mittelmeerraums ab dem Hochmittelalter ältere und mitunter friedlichere Handelspraktiken von neuen Paradigmen abgelöst wurden, die durch Raublust geprägt waren. Wir erkennen hier bereits die Bedeutung, die dem Kaperkrieg für die ökonomische Entwicklung von Hafenstädten zugestanden wird. Zweifelsohne stand der rasante Aufstieg von Genua und Pisa tatsächlich in gewisser Weise mit solchen neuen „Handelspraktiken" im Zusammenhang.

Dabei hatten jene Hafenstädte am Beginn des 11. Jahrhunderts selbst noch mit zahlreichen Übergriffen fremder Seeräubergruppen zu kämpfen. So wurde Pisa 1004 und 1011 von afrikanischen Sarazenen zerstört. Ebenso wird in den Quellen von Verwüstungen durch Piraten und Korsaren an den Küsten der Provence und Liguriens berichtet. Man darf nicht vergessen, dass diese zahllosen sarazenischen Überfälle des 10. und frühen 11. Jahrhunderts (christliche Quellen sprechen von *„continuos Sarracenorum impetus"*) sich bis weit ins Landesinnere erstreckten. Muslimische Piraten, die sogar in der heutigen Provence einen Stützpunkt hatten, stießen auf ihren Raubzügen durch das Umland bis zum Großen Sankt Bernhard vor. Die wirtschaftliche Entwicklung weiter Teile der südwesteuropäischen Mittelmeerküsten war durch diese Angriffe gehemmt. Die Provence erlebte erst nach der Zerstörung der Piratenstützpunkte ab dem späten 10. Jahrhundert eine ökonomische Erholung. Und auch die Kaufleute

Inschrift über den Sieg in Palermo und die Gründung der Kathedrale

+ ANNO QUO CHRISTUS DE VIRGINE NATUS AB ILLO
TRANSIERANT MILLE DECIES SEX TRESQUE SUBINDE,
PISANI CIVES, CELEBRI VIRTUTE POTENTES,
ISTIUS ECCLESIE PRIMORDIA DANTUR INISSE.
ANNO QUO SICULAS EST STOLUS FACTUS AD ORAS,

QUO SIMUL ARMATI, MULTA CUM CLASSE PROFECTI,
OMNES MAIORES MEDII PARITERQUE MINORES
INTENDERE VIAM PRIMAM SUB SORTE, PANORMAM.
INTRANTES RUPTA PORTUM PUGNANDO CATENA,
SEX CAPIUNT MAGNAS NAVES OPIBUSQUE REPLETAS,

UNAM VENDENTES, RELIQUAS PRIUS IGNE CREMANTES,
QUO PRETIO MUROS CONSTAT HOS ESSE LEVATOS;
POST HINC DIGRESSI PARUM, TERRAQUE POTITI,
QUA FLUVII CURSUM MARE SENTIT SOLIS AD ORTUM,
MOX EQUITUM TURBA PEDITUM COMITANTE CATERVA,

ARMIS ACCINGUNT SESE, CLASSEMQUE RELINQUUNT.
INVADUNT HOSTES CONTRA SINE MORE FURENTES,
SED PRIOR INCURSUS, MUTANS DISCRIMINA CASUS,
ISTOS VICTORES, ILLOS DEDIT ESSE FUGACES:
QUOS CIVES ISTI FERIENTES VULNERE TRISTI

PLURIMA PRE PORTIS STRAVERUNT MILIA MORTI,
CONVERSIQUE CITO TENTORIA LITORE FIGUNT,
IGNIBUS ET FERRO VASTANTES OMNIA CIRCUM.
VICTORES, VINCTIS SIC FACTA CEDE RELICTIS,
INCOLUMES MULTO PISAM REDIERE TRIUMPHO.

(Transkription und Verseinteilung nach FISHER 1966:173 Anm. 97)

Deutsche Übersetzung:
In dem Jahr, als seit Christi Geburt durch die Jungfrau 1063 Jahre vergangen waren, haben die Pisaner, durch ihre Tapferkeit mächtig und berühmt, diese Kirche begonnen. Es war in dem Jahr, als der Zug an die Küste Siziliens unternommen wurde. Mit einer großen Flotte brachen viele in gleicher Weise bewaffnete, alte, reife und junge Männer auf. Sie nahmen - dem Schicksal überlassen - in Richtung Palermo den Kurs. Nachdem sie kämpfend die Kette durchbrochen hatten, drangen sie in den Hafen hinein. Sechs große, mit Schätzen beladene Schiffe fielen in ihre Hände. Eins von ihnen verkauften sie, ehe die anderen Feuer fingen und verbrannten. Es steht fest, dass mit dem Erlös diese Mauern errichtet worden sind. Danach gingen sie ein wenig auseinander und erreichten bei Sonnenaufgang das Land dort, wo der Fluss ins Meer mündet. Bald darauf rüstete sich ein großes Heer von Rittern und Fußsoldaten mit Waffen aus und verließ die Schiffe. Unverzüglich griffen sie rasend die Feinde an. Doch waren nach diesem ersten Angriff - so wollte es das Schicksal - diese die Sieger und jene die Fliehenden: Jene wurden von diesen schlagenden, aber traurigen Bürgern verletzt, viele Tausende von Toten lagen vor den Toren. Schnell zurückgekehrt, schlugen sie ihre Zelte an der Küste auf und verwüsteten alles rund herum mit Waffen und Feuer. Die Besiegten zurückgelassen, kehrten die Unversehrten triumphierend nach Pisa zurück. (Fisher 1966:164-165)

(Pisa, Santa Maria, Fassade, drittes Wandjoch von links)

von Pisa konnten erst nach den erfolgreichen (Raub-)Zügen im 11. Jahrhundert gegen das muslimische Sizilien (1063) und Mahdia (1087) ihre Machtstellung im Mittelmeer errichten, die für lange Zeit ungebrochen bleiben sollte. Noch heute erinnern Inschriften an der Fassade des Domes von Pisa an die damals errungenen Seesiege.

Zahlreiche Historiker sehen daher in den Kaperkriegen der italienischen Seerepubliken erste Anzeichen für deren Erstarken während des Hoch- und Spätmittelalters. Nicht als Kaufleute, sondern als Seeräuber schafften Pisa und Genua den Aufstieg zu führenden mediterranen Handelsmächten. Diese Entwicklung wird oft mit den Kreuzzügen in Zusammenhang gebracht. So beschrieb Georges Duby die Pisaner als Plünderer und Streiter Gottes, wobei er auf die frühen, von päpstlicher Seite unterstützten Unternehmungen gegen muslimische Seemächte anspielte. Einige Historiker sehen in dieser Sonderform der wirtschaftlichen Piraterie einen signifikanten Unterschied zu anderen Kaufmannsgemeinschaften, die vorwiegend auf Diplomatie und Handel setzten (Mitterauer 2005:86).

Piraten als Streiter Gottes

Piraten gab es an allen Küsten des Mittelmeeres – unabhängig von religiöser Zugehörigkeit. Man darf auch grundsätzlich keine zu tiefen ideologischen Bruchlinien im Mittelmeerraum während des Mittelalters aufgrund der Religion vermuten. Weder die christliche noch die muslimische Seite waren sonderlich daran interessiert, den Handel wegen kriegerischer Aktivitäten allzu lange ruhen zu lassen. So berichtet selbst nach den pisanischen Erfolgen über das muslimische Mahdia im Jahr 1087 der Mönch Donizo von „monstra marina“ (Seeungeheuern) in der Stadt Pisa, zu denen er „Libyer, Türken, Parther und schmutzige Chaldäer“ zählte, die zweifelsohne als Besatzungen von muslimischen (Handels-)Schiffen in diese Hafenstadt gekommen waren. (Schaube 1906:51)

Ab dem späten 11. Jahrhundert eröffneten jedoch die Kreuzzüge sowie andere religiöse Konflikte der mediterranen Schifffahrt neue Erwerbsmöglichkeiten. Neben dem Transport von Pilgern und Kriegern sowie einer erhöhten Nachfrage an bestimmten Handelsgütern in den neu gegründeten christlichen Kreuzfahrerstaaten der Levante, boten die Kreuzzüge vor allem die Möglichkeit, (feindliche) Schiffe und Hafenstädte zu plündern. Der fast permanente Kriegszustand zwischen manchen christlichen und muslimischen Reichen trug zweifellos zu einer Professionalisierung des Seeraubs bei.

So stellten die aufstrebenden italienischen Seerepubliken wiederholte Male unterschiedlichen Kreuzfahrerheeren gegen gute Bezahlung die dringend benötigten Schiffe zur Verfügung. Legitimierter Seeraub und gezielte Plünderungen der nicht immer nur gegnerischen Küsten waren oft Bestandteil von diesen Feldzügen. So sei an dieser Stelle nur kurz an die Umleitung des Vierten Kreuzzugs nach Konstantinopel erinnert, infolgedessen die Stadt geplündert und erobert wurde und es zur bekannten *Partitio Romaniae* kam – der Aufteilung des oströmischen Reiches zwischen Venedig und den fränkischen Kreuzfahrern. Diesem Schritt lagen dabei wirtschaftliche Überlegungen zugrunde, die vor allem auf die sich zunehmend verschlechternden Beziehungen zwischen Byzanz und Venedig zurückzuführen waren. Die Folge war ein Seekrieg und schließlich die Umleitung des Vierten Kreuzzuges zusammen mit der Eroberung Konstantinopels im Jahr 1204. (Mitsiou 2005:177)

Auf der anderen Seite kam es im Rahmen der Kreuzzüge auch immer wieder zu nicht gewünschten und nicht autorisierten Formen von Plünderung und Seeraub. Um dies sowie andere Delikte zu verhindern, erließ zum Beispiel der englische König Richard Löwenherz im Jahr 1190, als er zum Dritten Kreuzzug aufbrach, mit der *Carta Ricardis regis Angliae de statutis illorum qui per mare ituri erant* einen Gesetzestext für das Verhalten der Männer seiner Flotte, in dem Vergehen wie Mord, Gewaltverbrechen und

Urkunde von Richard, König von England, zu den Statuten jener, die über das Meer kommen wollen

Richard, von Gottes Gnaden König von England und Herzog der Normandie und Aquitanien, Graf von Anjou, erbietet einen Gruß an alle seine Menschen, die über das Meer nach Jerusalem gehen wollen. Ihr sollt wissen, dass wir über den gemeinsamen Beschluss dieser Ratsherren diese unterzeichneten Gesetze beschlossen haben: Wer einen Mann auf einem Schiff tötet, soll mit dem Toten aneinandergebunden ins Meer geworfen werden. Wenn er diesen aber zu Land umbringt, soll er an den Toten gebunden eingegraben werden. Wenn aber einer durch legitime Zeugen überführt wird, weil er ein Messer gezogen hat, um einen Anderen zu treffen, oder weil er einen Anderen bis aufs Blut verwundet hat, dann soll er die Hand verlieren. Wenn aber einer mit der Handfläche zugeschlagen hat, ohne Blut zu vergießen, dann soll er dreimal ins Meer getaucht werden. Wenn aber einer einem Gefährten eine Beschimpfung oder Schande zugefügt oder den Zorn Gottes geschürt hat, soll er so viele Unzen Silber geben, wie er Schmähungen gemacht hat. Ein Räuber, der des Diebstahls überführt wurde, soll nach der Art des campion [Wörtlich: ad modum campionis] rasiert werden und siedendes Pech über seinen Kopf gegossen werden und Flaumfedern sollen über sein Haupt ausgeschüttet werden, um ihn zu erkennen, und am ersten Land, wo das Schiff anlegt, soll er rausgeworfen werden. Bezeugt durch mich selbst [König Richard] bei Chinon. (Eigene Übersetzung aus dem Lateinischen nach der Edition von Stubbs Bd. III 1870:36)

(Aus der Chronik des Roger von Hoveden zum Dritten Kreuzzug)

auch das Fluchen (gegen Gott) unter Strafe gestellt wurden. Zweifelsohne wollte er damit Gewaltakten seiner Soldaten und Seeleute vorbeugen.

Richard reiste über den Landweg bis nach Marseille, um dort seine Flotte zu treffen. Diese umsegelte inzwischen auf der Atlantikroute die Iberische Halbinsel und machte unter anderem in Lissabon einen Zwischenstopp. Allerdings konnten auch die Gesetze des Königs die Besatzungen nicht daran hindern, die Stadt auszuplündern und vor allem die jüdischen und heidnischen Untertanen des portugiesischen Königs auszurauben.

Zwar verurteilten und bestraften die Flottenkommandeure später die Übeltäter, Ausschreitungen, Plünderungen und unautorisierter Seeraub waren jedoch weiterhin im Rahmen von Kreuzzugsunternehmen kaum zu verhindern.

Plünderung Lissabons durch die Kreuzzugsflotte König Richards I.

Aber am nächsten Tag gab der König den Männern die Erlaubnis zu ihren Schiffen zurückzukehren und versprach ihnen, ihre Arbeit gut zu vergelten. Aber bevor jene noch zu ihren Schiffen gekommen waren, kamen Robertus de Sablul und Ricardus de Camvilla nach Lissabon mit 63 Kriegsschiffen unter dem königlichen Banner […]. Einige aber, die in Begleitung von Robertus de Sablul und Ricardus de Camvilla gekommen sind, waren böse und schlecht. Jene, die aus ihren Schiffen in die Stadt [Lissabon] hinaufgestiegen waren und durch Straßen und Dörfer gingen, sprachen hochmütig mit der Bevölkerung. Frauen und Töchter der Bürgerschaft vergewaltigten sie und die Heiden [Gemeint sind muslimische Untertanen des Königs von Portugal] und Juden, Diener des Königs, die in der Stadt wohnten, schlugen sie in die Flucht und raubten ihre Besitzungen und Güter aus, zündeten deren Häuser an und nahmen ihnen ihre Weingüter weg und ließen ihnen nichts zurück – weder Traube noch Saft. (Gekürzte eigene Übersetzung aus dem Lateinischen nach der Edition von Stubbs Bd. III 1870:45)

(Aus der Chronik des Roger von Hoveden zum Dritten Kreuzzug)

Piraterie als wirtschaftliches Unternehmen

Die romantische Verklärung des Berufes des Freibeuters lässt uns oft vergessen, dass Piraterie auch eine Form der ökonomischen Unternehmung war und Piraten sowohl Kämpfer als auch Kaufleute waren. Die meisten bewegten sich in beiden Sphären und betrieben sowohl friedlichen Handel als auch Piraterie. Dies verdeutlicht ein genuesischer Vertrag zwischen drei Kaufleuten aus dem Jahr 1251.

In besagtem Vertrag bestätigen die Brüder Guglielmo und Simonetto Mallone 250 genuesische Pfund von Pietro Polpo de Mari erhalten zu haben, welche die beiden Brüder in ihr Schiff mit dem Namen „Der Löwe“ investierten. So weit ist nichts Ungewöhnliches an diesem Vertrag zu erkennen. Bei der im Mittelalter üblichen Vertragsform der *commenda* übergibt der Geldgeber seinen Agenten, in unserem Fall den Brüdern Mallone, Geld zur Investition, das gemäß den im Vertrag festgehaltenen Richtlinien zurückgezahlt werden muss. Interessant ist aber, dass „Der Löwe“ laut Vertrag zur See fahren sollte, um Profit von den Feinden der Kirche zu gewinnen. Die beiden Brüder rüsteten also ein Schiff für eine Kaperfahrt aus. Dabei waren mit den erwähnten Feinden der Kirche vermutlich keine Muslime gemeint, sondern viel eher Pisaner, die zu dieser Zeit mit den Genuesen und dem mit ihnen verbündeten Papst Innozenz IV. verfeindet waren. Zur Rückzahlung heißt es im Vertrag wie folgt: Die Summe von 250 Pfund ist nach erfolgter Reise in vollem Umfang auszuzahlen. Zusätzlich soll Pietro Polpo de Mari bei einem Gewinn, also einer Beute, in Höhe von 3.000 Pfund nochmals 50 Pfund je 100 Pfund Gewinn erhalten. Bei einer Summe von 5.000 Pfund oder mehr gemachtem Profit auf der Kaperfahrt solle er sogar 100 Pfund je 100 Pfund Profit ausgezahlt bekommen – also 50 Prozent des Gewinnes – zu zahlen ein Monat, nachdem das Schiff in See gestochen ist. Falls kein Gewinn erzielt wird, sind die Unternehmer lediglich zur Rückzahlung des Darlehens verpflichtet. Daneben enthält der Vertrag die sonst üblichen rechtlichen Bestimmungen (Sicherheit, Fristen, Zeugen und Datierung). Wie dem Vertrag zu entnehmen ist, erhalten die Brüder selbst 10 Pfund Lohn sowie noch 25 Anteile vom Profit, der unter der Besatzung – es ist von 25 Mann die Rede – verteilt wird. (Lopez/Raymond 1955:222f)

Piraterie wird hier also zu einer Geschäftsform, die mit üblichen Handelsunternehmungen gleichzusetzen ist. Dabei dürften Investitionen in Seeraub oder Kaperei, die zu dieser Zeit offensichtlich gesetzlich anerkannt und legitim waren, sehr verlockend gewesen sein, da das Kapital bereits nach kurzer Zeit wieder zurückfloss. Eine normale Handelsreise wäre in einem vergleichbaren Zeitraum hingegen kaum durchzuführen gewesen. Unter diesem Gesichtspunkt weitete sich der Kreis der potentiellen Piraten aber natürlich aus. Nicht mehr allein die zur See fahrenden Personen waren Seeräuber, sondern auch die Unternehmer, die mit ihrem Kapital Kaperschiffe ausrüsteten.

Die Aussicht auf profitable Gewinne dürfte zahlreiche Kaufleute und Seemänner dazu bewogen haben, sich im Seeraub zu betätigen. Oft passierte dies im Rahmen großangelegter staatlicher Unternehmungen, wie etwa bei den oben genannten Expeditionen der Pisaner und Genuesen. Aber auch die zuvor bereits erwähnten Kreuzzüge boten eine gute Möglichkeit, um im „Heiligen Krieg“ Gewinn zu machen. Berufsmäßige Piraten, wie die Brüder Mallone, waren keine Seltenheit. Die außerordentliche Anziehungskraft, schnellen Gewinn zu erzielen, kann-

te dabei auch keine religiösen Grenzen. Auf dem dritten Laterankonzil im Jahr 1179 verurteilte Papst Alexander III. all jene, die in wilder Habgier den Ungläubigen Kriegsmaterialien (Waffen, Eisen und Holz für den Schiffsbau) lieferten. Wir erfahren in diesem Zusammenhang aber auch von christlichen Seeleuten, die auf sarazenischen Korsarenschiffen die Führung übernahmen. Dem anschließenden Aufruf des Papstes an die Städte und Kommunen, die Güter bekannter Seeräuber und Renegaten zu beschlagnahmen, sollte jedoch kaum Folge geleistet werden.

Staatliche Regelungen von Piraterie und Kaperfahrten

Obwohl, oder gerade weil Kosarentum und Piraterie eine Form des wirtschaftlichen Lebens darstellten, bedurfte es Regeln, die den Umgang damit festlegten. Die mittelalterliche Welt war sich der Auswirkungen von Seeraub durchaus bewusst. So gab es neben wiederholt erneuerten kirchlichen Verboten auch zahlreiche regionale Gesetze verschiedener Hafenstädte und Königreiche, die sich mit Seeraub beschäftigten. Der Gedanke dahinter war simpel: Piraterie und Seeräuberei waren zwar ein Teil des mittelalterlichen Wirtschaftslebens, verursachten aber ebenso veritable Störungen.

So konnte ein Kaufmann, der der Meinung war, dass er in fremdem Territorium unrechtmäßig behandelt worden war, entweder bei der lokalen Regierung eine Beschwerde einreichen oder seine Heimatstadt zur Intervention auffordern. Kommerzielle Streitigkeiten, unter die auch Vergehen des Seeraubes fielen, waren somit eine internationale Angelegenheit und wurden häufig mittels Gesandtschaften und auch von Juristen behandelt. Die bekanntesten Auswüchse dieser Politik finden sich in den Beziehungen zwischen Byzanz und den italienischen Seehandelsstädten. Uns sind zahlreiche Klagen venezianischer und genuesischer Kaufleute über griechische Piraten erhalten. Diese wurden mit wechselndem Erfolg vor dem byzantinischen Kaiserhof vorgebracht, wobei es zweifellos mindestens ebenso viele Beschwerden griechisch-byzantinischer Händler gegenüber Venedig und Genua gab, die aufgrund des Verlusts des byzantinischen Staatsarchives jedoch nicht mehr erhalten sind. Die Antwortschreiben des byzantinischen Hofes waren jedenfalls meist ablehnend und verwiesen auf von Griechen erlittene Schäden im Westen. Aber auch im fränkischen Osten – dem Königreich Zypern und den Kreuzfahrerstaaten – waren Recht und die Möglichkeit Recht durchzusetzen zweierlei. So erfahren wir Anfang des 14. Jahrhunderts von einem Venezianer, dessen Waren in Famagusta im Königreich Zypern von einem Genuesen im Beisein königlicher Beamter geraubt worden waren. Und obwohl nach venezianischer Petition der Pirat gefasst werden konnte, ließ der König von Zypern die geraubten Güter nicht zurückzugeben. Rechtsansprüche endeten oft dort, wo auch die politische Macht an ihre Grenzen stieß. (Lopez/Raymond 1955:318-321)

Aber selbst in Gebieten, wo die königliche Zentralmacht effizient war, konnten sich Händler nicht voll auf den hiesigen Rechtsschutz verlassen. Eine Beschwerde eines Genuesen, dessen Schiff in englischen Gewässern Opfer eines Piratenüberfalls geworden war, an den englischen König aus dem Jahr 1317 wurde mit einem Schreiben beantwortet,

Untersuchung der englischen Krone zu einem Vorfall der Piraterie

Windsor, 9. Mai, 1317
Eduard [II.] von Gottes Gnaden König von England, Lord von Irland, Herzog von Aquitanien, grüßt den Bürgermeister und Landvogt der Stadt Great Yarmouth.
Durch die ernst zu nehmende Klage unseres geliebten Antonio di Negro, Kaufmann aus Genua, haben wir erfahren, dass er kürzlich in Southampton ein gewisses Schiff, genannt „La Mariotte of Amela", beladen hat, das einem Henry von Amela gehört, und es mit 200 quarter gross Salz bestückt hatte, im Wert von 200 Mark, um es von dort nach Newcastle über Tyne zu bringen, um sein Geschäft voranzubringen, und einige Übeltäter das Schiff mit vorher genannter Ware, wohin sie auch wollten, wegbrachten, und daher immer noch das Schiff und vorher genannte Waren in Besitz haben.
Wie wir unter Berücksichtigung des oben gesagten wünschen, befehlen wir euch, durch den Eid ehrvoller und gerechter Männer der vorgenannten Stadt sorgfältig zu untersuchen, und durch die [gerechten Männer] die Wahrheit dieser Sache hinsichtlich der Namen der vorgenannten Übeltäter, die vorgenanntes Vergehen begangen haben, und der Ort wohin auch immer sie das Schiff mit vorher genannten Gütern gebracht haben, klar bekannt wird. Und [wir befehlen] euch, uns ohne Verzögerung diese Untersuchung zu schicken, deutlich und öffentlich unter eurem Siegel und den Siegeln jener, durch die sie durchgeführt wurde, und es diesem Schriftstück [beizufügen].
Selbst gezeichnet, in Windsor, 9. Mai, im 10. Jahr meiner Regierung.

Antwortschreiben:
Great Yarmouth, 17. Mai, 1317
Untersuchung vor dem Landvogt der Stadt Great Yarmouth gemacht am Dienstag nach dem Fest Himmelfahrt unseres Herrn, im 10. Jahr der Regierung von König Eduard, Sohn von König Eduard […]
Wir […] haben eine genaue Untersuchung zu vorher genannten Angelegenheiten gemacht. [Die Vereidigten] bezeugen unter Eid, dass das besagte Schiff mit den besagten Gütern […] auf der See nahe Crowe gekapert und weggebracht wurde von Übeltätern aus Schottland, deren Namen uns nicht bekannt sind; noch wissen wir, wohin das Schiff gebracht wurde.
Bezeugt von […], genannte Vereidigte haben ihre Siegel angebracht.
(Gekürzte deutsche Übersetzung nach der englischen Edition von Lopez/Raymond 1955:322).

(Public Record Office, London. Chancery Inquisitions Micellaneous, C 145/77, 23)

in dem es lapidar hieß, dass „das Schiff von unbekannten Übeltätern aus Schottland“ gekapert und weggebracht worden war.

Der Schaden blieb also beim genuesischen Kaufmann. Die englische Krone konnte oder wollte den Schutz ausländischer Kaufleute nicht gewährleisten.

In solchen Fällen verhängten manche Regierungen auch Gegenmaßnahmen. Zumeist wurden dann ausländische Händler für unbezahlte Schulden oder Verbrechen ihrer Mitbürger festgehalten beziehungsweise ihre Güter konfisziert. Im Normalfall führte dies wiederum zu Gegenmaßnahmen der anderen Seite, wodurch ernst zu nehmende Handelshemmnisse entstehen konnten. So war im 12. Jahrhundert die unter den Pisanern immer mehr überhandnehmende Piraterie die schwerste Bedrohung für den reibungslosen Ablauf des eigenen pisanischen Handels. 1189 wurde daher ein Dekret erlassen, das sich gegen alle richtete, die in schimpflicher Weise gegen Christen und mit Pisa verbündete Muslime abscheulichsten Frevel verübten (*nefandissimus scelus*). Alle Betroffenen sollten verbannt sowie ihre Güter konfisziert und verkauft werden. Allerdings erfahren wir bereits 11 Jahre später von drei pisanischen Schiffen, die im Hafen von Tunis ein genuesisches Schiff, die „Boccanera“, aufbrachten. Die Tatsache, dass die „Boccanera“ erst im Jahr 1199 den Pisanern selbst abgenommen worden war, brachte das Fass wohl zum Überlaufen. Jedenfalls sind uns für das gleiche Jahr weitere pisanische Übergriffe gegen genuesische Schiffe überliefert. Als im Jahr 1200 schließlich drei tunesische Schiffe von pisanischen Piraten ausgeplündert und deren Besatzungen massakriert wurden, hielt es die pisanische Gemeinde in Tunis, Repressalien befürchtend, für das Beste, die Stadt Richtung Heimat zu verlassen. Der Gouverneur von Tunis begnügte sich damit, sich an den pisanischen Waren im Hafen schadlos zu halten.

Die Furcht der Pisaner vor Vergeltung durch die tunesische Regierung war sicherlich begründet. Dennoch bleibt festzuhalten, dass man trotz solcher Vorfälle an guten Handelsbeziehungen weiterhin interessiert war. Zahlreiche auf uns gekommene Briefe islamischer Händler aus Tunis an ihren Geschäftspartner, den Pisaner Pace, geben uns Einblick in die Beziehungen zwischen den beiden Städten. In allen Briefen wünscht man eine baldige Rückkehr der Pisaner, wobei betont wird, dass die bei der übereilten Abreise entstandenen offenen Verbindlichkeiten kein Problem darstellen. Man könnte ganz unbesorgt zurückkommen und den gewohnten Handel fortsetzen. Die zum Teil sehr persönlich formulierten Briefe „an den lieben Freund Pace“ zeigen, dass selbst Akte der Piraterie den Handel nur kurzfristig zu stören vermochten. (Mas Latrie 1866:58)

Verträge, Statuten und Gesetze

Das romantische Bild des vogelfreien Piraten, der keinerlei Verpflichtungen erfüllen muss und auf eigene Rechnung raubt, ist für das Mittelalter schlichtweg falsch. Die Kaperindustrie war sowohl von staatlicher als auch von unternehmerischer Seite stark reglementiert. „Outlaws“, die außerhalb der Gesellschaft agierten, gab es zwar auch, sie dürften aber nur eine Minderheit unter den Seeräubern gestellt haben. Da die meisten Seeräuber unter der Flagge großer Handelsnationen segelten und sich Piraterie natürlich auch auf die Heimatstadt auswirkte, musste ein modus vivendi zwischen den einzelnen Hafenstädten gefunden werden. So war man bemüht, kommerzielle Streitigkeiten möglichst gütlich beizulegen. Und so hatten die meisten Handelsstädte gegenseitige Abkommen, welche ihre Bürger und Kaufleute vor willkürlicher Justiz schützen sollten. Vorreiter waren auch hier wieder einmal die großen italienischen Kommunen (Venedig, Pisa, Genua), die schon früh in Handelsabkommen darauf drängten, dass ihre Kaufleute nicht für Verfehlungen ihrer Mitbürger bestraft werden dürften. Man versuchte also, seine Bürger nur der eigenen Gerichtsbarkeit zu unterstellen.

Aus einem Schreiben des Zolldirektors von Tunis aus dem Jahr 1200 wissen wir, wie vorbildlich Genua zu dieser Zeit gegen bekannte Piraten vorging. Sie wurden mit Konfiskation ihrer Güter und Waren sowie der Zerstörung ihrer Weinberge bestraft und – wenn gefasst – mit schweren persönlichen Strafen belegt. Dass man empfindlich auf manche Akte der Piraterie reagieren konnte, zeigt auch eine Gesetzesänderung gegen Ende des 12. Jahrhunderts, die als Antwort auf die ausufernde Piraterie der Narbonnesen gegen genuesische Schiffe erlassen wurde. 1172 und 1173 wurde in Genua von jedem dorthin kommenden Narbonnesen eine Sondersteuer von 3 *solidi januenses* eingehoben, um die zuvor durch Piraterie entstandenen Schäden zu decken. Diese Abgabe blieb dabei solange bestehen, bis die Streitsumme dadurch getilgt worden war. (Schaube 1906:555)

Wie wichtig geregelte Beziehungen zu anderen Städten waren, ist auch aus den Statuten der Stadt Marseille aus dem frühen 13. Jahrhundert ersichtlich. So wurde im fünften Buch, das sich dem Zusammenleben mit fremden Kaufleuten widmet, ausländischen Händlern im Kriegsfall eine Frist von 20 Tagen eingeräumt, um Marseille mitsamt ihren beweglichen Gütern zu verlassen. Denn Handel, so steht es dort, sei nutzbringender für die Stadt als Krieg. (Pernoud 1949:182)

Piraterie im Alltag

Alle diese Verweise auf Kaperfahrten, Seeräuberei und Piraterie deuten darauf hin, dass diese zum alltäglichen Handelsleben des Mittelalters einfach dazugehörten. Aus oben zitierten Verträgen wissen wir, dass sie als normale Formen der In-

vestition gesehen wurden und manche Privatpersonen oder Konsortien ein oder mehrere Schiffe zu diesem Zweck ausrüsteten. Darum war es aber auch wichtig, möglichst effiziente Wege zu finden, um trotz Korsaren- und Piratengefahr einen geregelten Handel zur See zu gewährleisten.

So erfahren wir, dass im genuesisch-pisanischen Krieg (1119–1133) ein savonesisches Schiff wegen Seeräuberei von den Sizilianern gefangen gesetzt wurde. Das normannische Königreich Sizilien unterhielt sowohl zu Genua als auch zu Pisa kommerzielle Beziehungen. Genua trat nun als Schutzmacht Savonas vermittelnd am Hofe des normannischen Königs Roger II. auf und konnte 1128 folgenden Vertrag erwirken: Genua ließ alle Savonesen schwören, in Zukunft keine Seeräuberei gegen das Gebiet und die Untertanen Rogers II. zu führen. Dabei sollte aber die übliche Forderung von Kaperschiffen, Ruder und Segel „in billigem Maße“ (*moderate et cum ratione*) zu beschlagnahmen, nicht als Seeraub gelten. Das heißt, die Aufbringung fremder Schiffe zur Beschaffung von nautischen Materialien war sogar gesetzlich geregelt.

Ebenso erscheint die Tatsache, dass im Fall von Nahrungsmittelmangel einfach fremde Schiffsladungen beschlagnahmt wurden, aus heutiger Sicht als Akt der Piraterie. In Zeiten äußerster Not war es aber gesetzlich erlaubt, vorbeifahrende Schiffe, die Getreide, Mehl oder getrocknetes Gemüse geladen hatten, zu kapern und in den Hafen zu schleppen. Die Schiffe wurden daraufhin im Hafen entladen und es wurde, sehr zum Leidwesen der Betroffenen, eine nach Meinung der Vertreter der Stadt angemessene Entschädigung bezahlt. Solche Statuten finden sich in beinahe allen kommunalen Gesetzestexten der großen Hafenstädte (Pisa, Marseille, Venedig, etc.). Aus Sicht der Regierungen war dies ein legitimes Mittel, die Ernährungssicherheit der eigenen Bevölkerung zu gewährleisten und Spekulationen mit Lebensmittelpreisen entgegenzuwirken.

Wie man sieht, ermöglicht das Thema Piraterie im Mittelalter sehr unterschiedliche Diskurse, die von vogelfreien Seeräubern bis hin zu Kaperfahrern im Auftrag eines Staatsgefüges oder im Rahmen von Kriegs- und Kreuzzügen reichen können. Ein näherer Blick zeigt auch, wie sehr Seeraub in der mittelalterlichen Wirtschaftswelt verankert war. Die eine Erzählweise vom „Piraten“ als Außenseiter der Gesellschaft scheint also gänzlich unzulänglich. Vielmehr entpuppt sich die mittelalterliche Welt als ein komplexes Wirtschaftssystem, das durch Gesetzgebung und Verträge beinahe alle Bereiche bis hin zu den Praktiken des Seeraubs abdeckt. So wichtig die Beschäftigung mit den negativen und zerstörerischen Auswirkungen des Seekrieges und der Piraterie auch ist, scheint es dennoch ebenso wichtig, traditionelle Themen unter einem neuen Blickwinkel zu betrachten: Nämlich der Piraterie als (staatlich) geregelter Wirtschaftsform.

LITERATUR

Quellen

C. FISHER, The Pisan Clergy and an Awakening of Historical Interest in a Medieval Commune, in: Studies in Medieval and Renaissance History, Bd. III. Lincoln 1966, 141–219.

J. M. MAS-LATRIE, Traités de paix et de commerce. Paris 1866.

R. LOPEZ/I. RAYMOND, Medieval trade in the Mediterranean World. New York 1955.

R. PERNOUD, Les Statuts municipaux de Marseille. Paris 1949.

W. STUBBS, Chronica magistri Rogeri de Houedene Bd. III. London 1870.

Literatur

G. DUBY, Krieger und Bauern. Die Entwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft im frühen Mittelalter. Frankfurt am Main 1977.

M. MITTERAUER, Kaufleute an der Macht. Voraussetzungen des Protokolonialismus in den italienischen Seerepubliken, in: P. FELDBAUER/G. LIEDL/J. MORRISSEY, Mediterraner Kolonialismus. Expansion und Kulturaustausch im Mittelalter. Wien 2005, 82–110.

K. MITSIOU, Byzanz im Spätmittelalter. Wirtschaft und Gesellschaft, in: P. FELDBAUER/G. LIEDL/J. MORRISSEY, Mediterraner Kolonialismus. Expansion und Kulturaustausch im Mittelalter. Wien 2005, 172–190.

M. MOLLAT, Seeraub, In: N. ANGERMANN (Hg.), Lexikon des Mittelalters Band 7. Planudes bis Stadt (Rus`). München 2002, 1683.

A. SCHAUBE, Handelsgeschichte der romanischen Völker des Mittelmeergebiets bis zum Ende der Kreuzzüge. München 1906.

Birgit Tremml-Werner

Von Banditen, Barbaren und Seeräubern

Wakō-Verbände im Chinesischen Meer

Der Begriff *wakō* bezeichnet im ostasiatischen Raum landläufig japanische Piraten. Nachdem sich insbesondere die japanische Geschichtswissenschaft in den letzten Jahren intensiv mit der Frage, wer und was sich wirklich hinter den sogenannten *wakō* verbarg und wann, wo und wie sie operierten, beschäftigt hat, liegen zahlreiche neue Forschungsergebnisse vor. Der Grundkonsens der vielfältigen Forschungsansätze besteht darin, das Phänomen von einer maritimen Perspektive zu verstehen. Die Meere rund um Japan, Korea und China stellen demzufolge ein verbindendes Element dar. Übergriffe auf Handelsschiffe, Beutezüge in Küstenregionen, privater Austausch, illegaler Fischfang und Salzhandel, Schmuggel sowie das Einheben von Schutzzöllen werden als spezifische vormoderne Lebensformen jener Gesetzloser, die sich am Rande oder außerhalb der konfuzianischen Gesellschaft befanden, und als Reaktion auf sozio-politische Übergangsprozesse verstanden. Das *wakō*-Phänomen, das in die Zeit zwischen dem 14. und dem 17. Jahrhundert fällt, lässt sich dabei in zwei Phasen einteilen. Die Periode zwischen dem 14. und der Mitte des 15. Jahrhunderts wird als das Zeitalter der frühen *wakō* bezeichnet, während die späten *wakō* ihren Höhepunkt ein gutes Jahrhundert später erlebten. Bei genauerer Betrachtung zeichnen sich bei den frühen und späten *wakō* relativ unterschiedliche Charakteristika und Zusammensetzungen ab. Gemein ist ihnen, laut dem japanischen Mediävisten Murai Shōsuke, der für das Überwinden nationaler Kategorien eintritt, ihr Dasein als „marginale Grenzgesellschaft“ (Murai 1993).

Die zentralstaatlichen Behörden des mittelalterlichen China, Korea und Japan sprachen und schrieben im Zusammenhang mit diesen maritimen Akteuren gerne von Seeräubern oder Banditen, die mit Handels- oder Raubabsichten von Japan ausgehend Korea und China heimsuchten. Doch was steckt wirklich hinter dieser spätmittelalterlichen Rhetorik, die ein Bild brutaler und rücksichtsloser Seeräuber konstruiert hat? Die zentralstaatliche Kontrolle über das Gewaltmonopol und den Außenhandel spielen sowohl beim Auftreten als auch bei der Bekämpfung maritimer Störenfriede eine wichtige Rolle. Die Geschäfte der *wakō* blühten insbesondere dann, wenn der Außenhandel, entweder aufgrund von Kriegszuständen oder maritimen Handelssperren, stark eingeschränkt war. Als private maritime Aktivitäten, die über die friedliche Beschaffung des täglichen Fisches hinausgingen, zunahmen und immer mehr Menschen aus sozioökonomischen Gründen das Risiko auf sich nahmen, längerfristig ihre Geburtsstätten zu verlassen, kam es zu folgenreichen Zusammenstößen mit dem etablierten System. Neben der Gefahr für die gesellschaftliche Ordnung, sahen sich die Herrscher mit neuen wirtschaftlichen Rivalen konfrontiert, die nicht zuletzt in ihrer politischen Bedeutung als Opponenten des Staates, im Sinne Charles Tillys als anti-staatliche Akteure, zu verstehen sind (Tilly 1985:173).

Zum charakteristischen *wakō*-Bild gehört der geschickte Umgang mit Waffen, insbesondere dem *katana*-Schwert (und ab Mitte des 16. Jahrhunderts auch mit Schusswaffen), um an Beute zu gelangen und Widerstand zu brechen. Da es sich

„Das Kriegsministerium erließ zum wiederholten Male einen Entwurf zur Verteidigung [der Küsten] gegen japanische Piraten, der von Sittenrichter Bai Bi eingebracht wurde [und wie folgt lautet]: Orte wie Long-qi und Song-yu sind gefährlich und die Bevölkerung ist wild und hat seit jeher ihren Lebensunterhalt mit Seehandel mit den fan *[Barbaren oder Piraten] verdient. Unter ihnen befinden sich mächtige Familien, die sich ständig verstecken und vagabundieren. Sie bauen privat große Schiffe, statten diese mit Waffen und Proviant aus und suchen nach Möglichkeiten, Profit zu machen. Es wird verlangt, dass die Behörden, derartige Aktivitäten strikt verbieten. […] Was die Menschen betrifft, die in Küstenregionen auf Booten leben, so sollten die kräftigen Männer unter ihnen den Befehl erhalten, sich bei den Regierungsbeamten zu melden. Danach sollen ein Küstenanführer und zwei Vertreter ernannt, die dann Familiennamen und persönliche Namen der Küstenbewohner aufzeichnen werden. Wenn ein Boot geplündert wird, sollen der Küstenanführer und seine Vertreter ihre Leute organisieren, um die Angreifer zur Strecke zu bringen. Den Küstenbewohnern sollte untersagt werden, aufs Meer hinauszufahren und mit den* fan *in Kontakt zu treten. Belohnungen sollten öffentlich gemacht werden; wenn jemand einen richtigen Pirat gefangen nimmt, bekommt er 3* liang *Silber und entsprechende Erhöhungen für zwei oder mehr Piraten. Die dabei erworbene Beute soll ebenfalls als Belohnung ausgegeben werden. Wenn es sich bei der Beute um Waren der* fan *oder* yi*, die Verbote [die maritime Sperre] missachtet haben, handelt, soll die Hälfte davon an die Truppen abgegeben werden. Wir dürfen nicht zulassen, dass der Kampfgeist unser Truppen durch Geiz im Umgang mit Belohnungen leidet.“*

Aus: Ming Shi lu (1536) (aus: Geoff Wade, translator, Southeast Asia in the Ming Shi-lu: an open access resource, Singapore: Asia Research Institute and the Singapore E-Press, National University of Singapore, http://epress.nus.edu.sg/msl/entry/2468 (28.05.2013))

bei den *wakō* um keine uniforme Gruppe handelt, werden ihre Mitglieder heute gerne als gemeine maritime Soldaten (*umi no zouhyou*) bezeichnet. Dies spiegelt ein weiteres Charakteristikum wider: in vielen Fällen setzten Machthaber das Marine-Potenzial der Seeräuber gerne gegen feindliche Flottenangriffe ein – dies gilt gleichermaßen für Japan, Korea und China. Als Nebenerscheinung des Kleinkrieges zur See gelten ab Mitte des 15. Jahrhunderts Wasserräuber (*suizoku*), die sich sowohl gegenseitig bekämpften, als auch gegebenenfalls mit staatlichen Organisationen kooperierten.

Von Korea …

Erstmals namentlich dokumentiert sind die *wakō* im Jahr 1350 in der *Geschichte der Goryeo*, dem offiziellen Geschichtswerk der koreanischen Dynastie (918 bis 1392), das zahlreiche Chroniken und Biographien umfasst und im 15. Jahrhundert veröffentlicht wurde. Gerade in der Frühphase konzentrierten sich *wakō*-Aktivitäten größtenteils auf die koreanische Halbinsel (Tanaka 2012:27). An diesen Übergriffen nahmen tatsächlich vor allem aus dem Osten – also aus Japan – kommende Banditen teil; allerdings ist davon auszugehen, dass sich bereits damals koreanisch-stämmige Abenteurer den japanischen Eindringlingen anschlossen. Folglich ergeben sich aus der gängigen Terminologie irreführende Implikationen zur Herkunft der *wakō*. Der japanische Begriff *wakō* (koreanisch *waegu, wokou* im Chinesischen) setzt sich aus der Schriftzeichenkombination für „japanisch“ und „Eindringling“ zusammen. Davon abgesehen, dass diese seefahrenden Gruppen wohl nicht über nationale Zugehörigkeit nachgedacht haben, taucht der Begriff wenig überraschend auch nicht in zeitgenössischen japanischen Texten auf. Dort ist viel mehr von *bahan* oder *kaizoku* (Seeräubern) die Rede. Dieselben Banditen, die in der westlichsprachigen Literatur auch gerne als Piraten bezeichnet werden, setzten sich je nach geographischem und zeitlichem Auftreten aus Personengruppen aus dem heutigen Japan, Korea und China zusammen und wurden von den staatlichen Behörden stets als die „barbarischen Anderen“ wahrgenommen. Während sich die multiethnische Zusammensetzung der späten *wakō* eindeutig in den Quellen nachweisen lässt, gab es unter den „japanischen Banditen“, die während der ersten Phase im japanischen Meere und im Gebiet zwischen den Küsten Koreas und Südjapans operierten, sowohl rein-japanische, rein-koreanische als auch gemischte Gruppen. Durchschnittlich lag der Anteil an Japanern aber meist unter zwanzig Prozent.

Für gesichert gilt, dass die frühen Piratenbanden ihre Überfälle auf Korea konzentrierten und sich auf den zwischen dem japanischen Nagasaki und dem koreanischen Pusan gelegenen Inseln Tsushima, Iki und Hirado (Matsura) etablierten, wo Keramik- und Münzfunde aus China und Südostasien bis heute von der Einbindung in den überregionalen Handel zeugen (Seki 2012:61-62). Von dort aus operierten sie in unterschiedlich großen Verbänden von bis zu 3.000 Mitgliedern und mit zwischen 20 und 300 Schiffen. Eine derartige Ausstattung erlaubte es den *wakō,* auch Reis und Sklaven zu transportieren (Tanaka 2012:33-34).

Im Falle Koreas waren es diplomatische und wirtschaftliche Interventionen der Goryeo (918–1392) und ihrer Nachfolgerdynastie, der Chosŏn (Joseon) (1392–1897), die der ersten Welle zu Beginn des 15. Jahrhunderts mit der Invasion Tsushimas ein Ende bereiteten. Die steigende Zahl der *wakō*-Überfälle hatte auch zur Ausbildung der ersten koreanischen Marine im 14. Jahrhundert geführt. In diesem Zusammenhang soll insbesondere eine militärische Expedition aus dem Jahr 1419 erwähnt werden, als eine 17.000 Mann starke Armee die *wakō*-Siedlungen auf Tsushima angriff, letztlich aber von Truppen aus Kyushu zurückgeschlagen wurde.

… nach China

Auch wenn während der Mongolenherrschaft (Yuan 1271–1368) in China kaum *wakō*-Überfälle dokumentiert sind, bestand bereits damals ein Diskurs über die maritimen Barbaren aus Wa (= Japan). Allerdings soll der *wakō*- oder Barbarenbegriff auch in der chinesischen Geschichtsschreibung nicht überbewertet werden, da für alle Nicht-Chinesen entsprechend der Himmelsrichtung ihrer Herkunft ähnliche Bezeichnungen gebräuchlich waren. Als sich gegen Ende des 14. Jahrhunderts Überfälle im Gelben Meer und entlang der ostchinesischen Küste mehrten, sah sich Chinas neue Dynastie, die Ming (1368–1644), gezwungen, sich aktiv gegen diese Piratenüberfälle zur Wehr zu setzen. Die bald nach der Machtübernahme erlassene maritime Handelssperre soll deswegen auch auf die *wakō*-Gefahr zurückgehen. Weitere außenpolitische Initiativen zur Wiederherstellung der Sicherheit im Inneren wie auf den Meeren umfassten die Entsendung von Botschaftern, militärische Expeditionen und den Ausbau der Küstenverteidigung. Schließlich wurde jedoch eine diplomatische Lösung konfuzianischen Stils angestrebt: die Einbindung Japans in das Reich-der-Mitte-Tributsystem und die damit verbundene Festigung formaler Handelsbeziehungen ab 1402. In diesem Jahr erhielt Shogun Ashikaga Yoshimitsu, der zentrale Machthaber über Japan, den symbolischen Titel König von Japan von den Ming verliehen und wurde offiziell zum Tributhandel zugelassen. In Übereinstimmung mit diesem rituellen Vasallenstatus, wurden bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts elf offizielle diplomatische Delegationen aus Japan nach China entsandt. Dieser diplomatische Austausch, der in einer Zeremonie am Kaiserhof in Peking seinen Höhepunkt fand, war in erster Linie we-

gen des damit verbundenen Lizenzhandels (der zusätzlich zur Tributübergabe am Kaiserhof in Peking, in einer offiziellen Hafenstadt unter der Teilnahme ausgewiesener chinesischer und japanischer Händler stattfand) von Bedeutung. Die geringe Zahl offizieller Delegationen lässt jedoch darauf schließen, dass der *wakō*-Handel fortbestand, einmal mehr und einmal weniger intensiv.

Politische Umstände auf den japanischen Inseln während der Bürgerkriegswirren (Zeitalter der Kämpfenden Provinzen oder *sengoku jidai,* ca. 1477–1573) trugen zwischenzeitlich zu einer Beruhigung maritimer Gewalt bei. In den gleichzeitig auf dem japanischen Festland anwachsenden sozioökonomischen Tumulten lag allerdings auch der Keim für die zweite *wakō*-Welle. Die restriktive maritime Gesetzgebung im chinesischen Meer basierend auf dem von der Ming-Dynastie erlassenen Verbot des Privathandels und dem Ausschluss Japans aus dem Tributhandel (endgültig ab 1549), beschleunigte diese Entwicklung. Immer mehr Geheimbünde maritimer Händler und andere Abenteurer traten ab Ende des 15. Jahrhunderts in den ‚Dienst' lokaler Feudalherren (*daimyō)*. Im Zuge des Machtausbaus der eigenen Domäne während der *sengoku*-Wirren begannen sich letztere für die Gewinne aus dem florierenden Schmuggelhandel zu interessieren und seekundige Händler aktiv zu unterstützen.

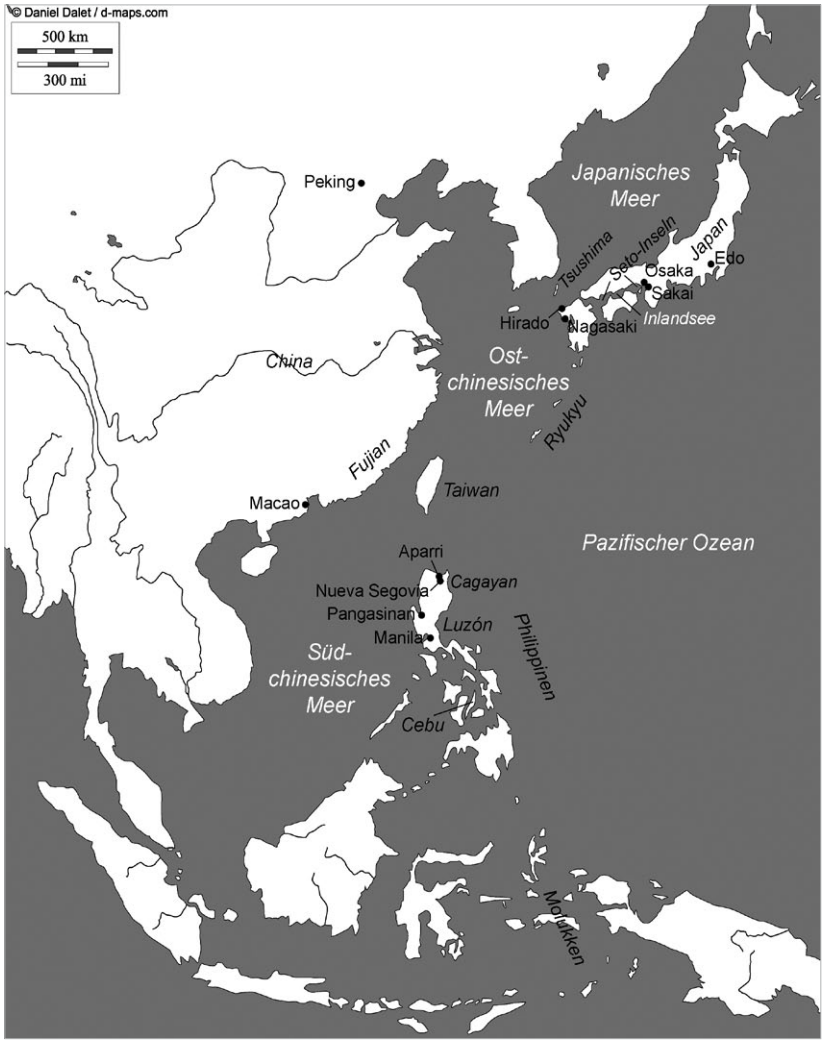
Die anti-maritime Politik Ming-Chinas spielte eine zentrale Rolle für das Entstehen heterogener Handelsnetzwerke im gesamten Chinesischen Meer. Seit Beginn des 15. Jahrhunderts waren Händler aus der islamischen Welt, dem Indischen Ozean, Südchina und Ryukyu sowohl in aufstrebenden Häfen wie Malakka und Ayutthaya als auch entlang der chinesischen Küste in Quanzhou aktiv. Viele Küstenchinesen verließen ihre Heimat, schlossen sich anderen Abenteurern an und versuchten ihr Glück an diversen maritimen Schauplätzen. John L. Anderson beschreibt maritimen Handel in China als das Ergebnis gemeinsamer Anstrengungen des Geldadels, der in den Küstenregionen stationierten Beamtenschaft und einfacher Kaufleute. Von der seefahrenden Gruppe innerhalb dieses Gespanns heißt es, sie neigte dazu, Piraterie anzuwenden, wenn sich die Möglichkeit bot (Anderson 2001:96). Angesichts dieser komplexen Situation, die sich in der Mitte des 16. Jahrhunderts zuspitzte, ist davon auszugehen, dass die *wakō* einen fixen Bestandteil dieses Systems bildeten und sich durchaus auch am friedlichen Handel beteiligten. Die wirtschaftliche Lage an den Küsten, insbesondere in Fujian beeinflusste Piratenkonjunkturen. Dabei hingen die Erfolge der Piraten stark von ihren lokalen Informanten ab, was für eine Integration der Küstenbewohner in die *wakō*-Netzwerke spricht. Ihre Art des Handels war neben dem offiziellen Tributhandel der Ming eine ganz normale Art des kommerziellen, maritimen Austausches und auch die einzige Form maritimen Privathandels. Darüber hinaus darf man nicht vergessen, dass das chinesische Handelsverbot mit Japan auch im 17. Jahrhundert offiziell nicht aufgehoben wurde.

Der massive Anstieg des maritimen Handels in Ostasien, sowie dessen Verbindungen nach Südostasien und die damit einhergehende kommerzielle Revolution veranlassten Historiker in Anlehnung an das zeitgleich stattfindende Zeitalter der „Großen Expansionen" auch gerne vom „Großen *wakō*-Zeitalter" zu sprechen (Haneda 2013:122-131). Ab den 1530er Jahren räumten zeitgenössische chinesische Autoren auch vermehrt ein, dass sich unter den illegalen Händlern und Seefahrern durchaus zahlreiche Bewohner aus Zhejiang, Fujian und Guangdong befanden. In Wahrheit stellten Einheimische sogar den Großteil der im China-Handel aktiven ‚Banditen' dar, wie verschiedene chinesische Dokumente aus dem 16. Jahrhundert zeigen, in denen es heißt, dass rund 70 Prozent der Seeräuber aus Fujian und Ningpo stammen und es sich bei den wenigsten um „echte" Japaner handeln würde (Tanaka 2012:209; Ming shi lu, 1549). Dieses Ningpo an der Ostküste Chinas in der Präfektur Zhejiang, das gleichzeitig der offizielle Hafen für japanische Tributhandelsschiffe war, entwickelte sich im Laufe des 16. Jahrhunderts zu einer regelrechten Hochburg solcher Kräfte, und zog als dynamischer Handelsplatz auch das Interesse portugiesischer Händler (die es als Liampo bezeichneten) auf sich. Insbesondere die Insel Zhoushan vor der Küste Ningpos wurde zum Zentrum des Schmuggelhandels. Bezeichnenderweise waren viele chinesische Schmuggelschiffe ab dieser Zeit auch mit portugiesischen Kanonen ausgestattet, die sich wiederum rasch zum begehrten Importgut lokaler japanischer Herrscher entwickelten. Dies darf als weiteres charakteristisches Merkmal der wirtschaftlichen Dynamik rund um die *wakō*-Netzwerke angesehen werden.

Infolge zentralstaatlicher Maßnahmen kam es auch zu einem Zuwachs an Wissen über Japan in China (Tanaka 2012:214). Ein im Jahr 1562 verfasstes Werk (*Chou hai tu bian*) eines Ming-Gelehrten namens Zheng, das sich mit der Küstenverteidigung beschäftigt, führt zahlreiche Details über die Eindringlinge aus dem Osten an, deren Herkunft der Autor in mehreren japanischen Häfen zwischen Südkyushu und der Region um das heutige Osaka lokalisiert. Daneben beschreibt er unter anderem auch die Handelsgüter, die von den *wakō* nach Japan transportiert wurden. Dazu gehörten Rohseide, verschiedene Seiden- und Baumwollstoffe, Quecksilber, Porzellan, Stahl, gusseiserne Pfannen, Angelhaken, Eisenketten, antike chinesische Kupfermünzen, antike Schriftstücke und Bilder, Arzneimittel, Wollstoffe, Satteldecken, weiße Schminke, Lackwaren und Essig. Ein weiteres Beispiel für das Japanbild und -bewusstsein Ming-Chinas

sind auch die bildlichen Darstellungen aus dieser Zeit.

Derselbe chinesische Ming-Staat, der Piraten durch Enthauptung zu bestrafen pflegte, ernannte in der Mitte des 16. Jahrhunderts einen „speziellen Großkoordinator" mit weitreichenden Befugnissen, um Schmuggel und illegalen Handel in den Japan nahe gelegenen Provinzen Zhejiang and Fujian auszulöschen. Als Konsequenz des strikten Vorgehens der Ming gingen chinesische und japanische Händler zur Großattacke auf chinesische Städte über, und zwar diesmal nicht nur entlang der Küste, sondern systematisch landeinwärts, wo sich ihnen Miliztruppen entgegenstellten. Jahrelanges Chaos war vorprogrammiert. Letztlich traten die Ming mit einigen Piratenvertretern in Friedensverhandlungen, bevor die Aufhebung des Verbots des maritimen Handels 1567 eine Erleichterung mit sich brachte. Das Handelsverbot mit Japan blieb allerdings – wie bereits erwähnt – aufrecht und Übergriffe der *wakō* setzten sich bis in die Regierungszeit Toyotomi Hideyoshis (1536–1598) fort. Ihm sollte es schließlich gelingen, Opponenten seiner Zentralherrschaft, sowohl zu Land als auch zur See, buchstäblich zu entwaffnen (Stichwort: Schwertjagd). Im Jahr 1588 erließ er das *kaizoku teishirei* (Verbot der Piraterie), ein Gesetz, das auf die Vernichtung seeräuberischer Unternehmungen abzielte und seitens Japans am Beginn eines rigiden Vorgehens gegen illegalen Handel stand. Ab diesem Zeitpunkt waren die Piraten ihrer traditionellen Handelsstrukturen im ostchinesischen Meer beraubt und mussten sich neue Ausgangsbasen suchen, die einige unter ihnen in Taiwan und Manila fanden. In ferneren Regionen ließen sich weder chinesischer noch japanischer Privathandel (immer noch mit Unterstützung der lokalen Feudalherren) so rasch den Zielen des jeweiligen Herrschers unterordnen. Vielmehr dienten den *wakō* Gebiete fernab Japans als Zufluchtsorte, wo sie zumindest kurzfristig ungestört ihren Tätigkeiten nachgehen konnten. Dazu zählte zum Beispiel eine frühe japanische Ansiedlung auf den Philippinen, die in den spanischen Quellen als Aparri vermerkt ist. Da sich die japanische Zentralmacht zu dieser Zeit zunehmend für Profite aus dem (privaten) Überseehandel zu interessieren begann, blieb das Piratenproblem nach Hideyoshis



Karte: Aktionsräume der wakō. Nachbearbeitung der Autorin von: http://d-maps.com/carte.php?lib=ostasien_Lankarte&num_car=72&lang=de. [12.1.2012]

Verbot der Piraterie (kaizoku teishirei) erlassen von Toyotomi Hideyoshi, 1588

„Was die Seeräuberei auf den Meeren aller Provinzen betrifft, ist diese zu stoppen. Die Familien, die rund um Izu (Izukishima) zwischen den Provinzen Bingo [Anm. historische Region in der heutigen Präfektur Hiroshima] und Iyo [Anm. historische Region in der heutigen Präfektur Ehime auf Shikoku] Schiffe überfallen und unehrlich Nahrung erwerben, sind strengstens zu bestrafen.
Der Provinzvorsteher muss sofort alle Schiffskapitäne und Personen, die zur See tätig sind, darüber in Kenntnis setzen, dass sich niemand seeräuberisch betätigen dürfe und einen Eid darauf einholen.
Sollten trotzdem Seeräuber auftauchen, werden diese bestraft und Land und Lehen des zuständigen Feudalherren bis in zukünftige Generationen konfisziert.
Tensho 16, 7. Monat, 8. Tag, Hideyoshi"

(Übersetzung aus dem Japanischen der Autorin; für die Transkription der Originalquelle siehe http://meiji.sakanouenokumo.jp/blog/archives/2007/04/post_492.html)

Ableben eine der wichtigsten außenpolitischen Agenden des neuen Herrschers Tokugawa Ieyasu.

Wakō-Biographien und die Expansion des maritimen Fernhandels

Der *wakō*-Diskurs und die engen Verflechtungen zwischen Außenhandel und Diplomatie in Ostasien beeinflussten auch den Austausch zwischen politischen Akteuren außerhalb der chinesischen Weltordnung: Im Jahr 1600 merkten spanische Behörden auf den Philippinen wohlwollend an, dass Piratenangriffe in diesem Jahr ausgeblieben waren. Im selben Jahr begannen Verhandlungen zu lizensiertem Handel und einem im Vorhinein festgelegten Handelsvolumen zwischen dem Gouverneur der Philippinen und dem japanischen Herrscher Tokugawa Ieyasu (Archivo General de Indias, Filipinas 27, n. 35). Dem Tokugawa *bakufu* („bakufu", wörtl. „Zeltregierung", bedeutete die Militärregierung des Shoguns), das offiziell ab 1603 die Regierungsgeschäfte innehatte, war es ein besonders großes Anliegen, die durch den Fernhandel erstarkten *daimyō* Südjapans, die teilweise auch noch in Opposition zu ihnen standen, so weit wie möglich zu entmachten. Außenhandel sollte daher ein Monopol des *bakufu* werden; nur Händler, die von den Tokugawa selbst mit einer Lizenz (Rotsiegellizenz der Tokugawa) ausgestattet waren, durften von nun an Häfen in Südostasien besuchen. Jede andere Form des maritimen Handels wurde als Verbrechen am Staat eingestuft. 1599 wurden den Shimazu *daimyō* aus Kyushu beispielsweise kommerzielle Fahrten auf die Philippinen untersagt.

Wichtige Handelsbasen der *wakō* sollten auch im 17. Jahrhundert nach der Expansion des Handels unter verstärkter chinesischer und europäischer Beteiligung von Bedeutung bleiben, was auf eine Kontinuität des Systems schließen lässt. Ein besonders anschauliches Beispiel ist Hirado, eine kleine Insel vor Nagasaki, die ab dem Ende des 16. Jahrhunderts zu einer der wichtigsten Destinationen für europäische und chinesische Handelsschiffe aufstieg und zwischen 1609 und 1623/1641 sogar Stützpunkt für die englische und die holländische Handelskompanie war (Clulow 2012:1-35). Dank der günstigen Lage an den Handelsrouten nach China und Korea wurde die Insel früh Umschlagplatz für Privathändler. Dass diese nicht nur japanischer Herkunft waren, zeigen die Beispiele Li Dans aus Quanzhou, der lange in Japan tätig und den chinesischen Behörden bekannt war, und Wang Zhis, einer der bekanntesten Vertreter der späten *wakō,* der im Folgenden näher vorgestellt wird. Der vielseitige Charakter der *wakō* lässt sich am besten durch eine akteursspezifische Perspektive ergründen. Diese beiden Beispiele sollen das verdeutlichen.

Wang Zhi

Wang Zhi (?-1559) aus Huizhou, in der Provinz Anhui, war ursprünglich im Salzhandel tätig und fand nach Misserfolgen eine neue Betätigung im Schmuggelhandel mit Gütern, die unter das Exportverbot der Ming fielen. Er transportierte unter anderem Salpeter oder Rohseide nach Siam und Japan (Taigai kankeishi shiten: 79). Zahlreiche Quellen erwähnen ihn im Zusammenhang mit der Ankunft portugiesischer Händler in Japan und der damit einhergehenden Zirkulation von europäischen Feuerwaffen gegen Ende der 1540er Jahre. Seine bewaffnete Flotte kooperierte ursprünglich mit den chinesischen Küstenbehörden; dort hatte sich Wang Zhi auch für die Aufhebung der Handelssperre stark gemacht, bevor er frustriert nach Japan auswich. Die Dschunke, die die ersten portugiesischen Händler im Jahr 1542 nach Tanegashima (Insel südlich Kagoshimas) brachte, war seine eigene. Von seinen Stützpunkten in Hirado, Goto und Ningpo kontrollierte und organisierte er den Geheimhandel zwischen chinesischen und japanischen Händlern inklusive Einkauf, Distribution und Lagerung. Er genoss gleichzeitig hohes Ansehen bei maritimen Händlern – die weite Entfernungen aus Städten wie Kyoto oder Sakai zurücklegten, um von Wans Handelsimperium zu profitieren – und bei lokalen Machthabern (*daimyō)* in Kyushu. Im Jahr 1548 musste er vor den Ming-Küstenbehörden fliehen und wurde danach zum Oberhaupt einer *wakō*-Bande. Zu Beginn der 1550er Jahre konnte er seine Macht soweit ausbauen, dass es ihm gelang, eine Flotte mit mehreren hundert Schiffen an die südostchinesischen Küsten zu entsenden. Als prominenter *wakō* von Hirado griff er 1555 die koreanische Halbinsel an. 1557 handelten die Ming ein Friedensabkommen mit ihm aus und versuchten, ihn in den offiziellen Handel zu integrieren, bevor sie ihn wegen weiterer Verstöße zwei Jahre später hinrichten ließen (Taigai kankeishi shiten:79). Wang gilt als repräsentatives Beispiel für die Vielseitigkeit eines *wakō* sowie für die Attraktivität einer solchen Existenz im Kontext seiner Zeit (Haneda 2013:126).

Zheng Zhilong

Der Fall von Zheng Zhilong (1604–1661) bietet Einblicke in die Frage, was einen erfolgreichen Piraten im südchinesichen Meer ausmachte. Grundvoraussetzung war das Zusammenspiel vieler externer Faktoren und eine gute Position im Schmuggelhandelsnetzwerk. Auch wenn er in der ostasiatischen Geschichtsschreibung nicht als klassischer *wakō* angesehen wird, weisen sein Leben und Schaffen verblüffende Ähnlichkeiten mit früheren Seeräubern auf.

Zheng Zhilong wuchs in Macao auf und unterhielt dort gute Beziehungen zu lokalen chinesischen, portugiesischen und holländischen Händlern. Für Letztere arbeitete er auch als Dolmetscher und versorgte sie mit Waffen. Als Händler be-

reiste er in diesen Jahren regelmäßig Manila und Japan. Er hielt sich längere Zeit in Hirado auf, wo er die aus Nagasaki stammende Japanerin Togawa Matsu ehelichte. (Ihr gemeinsamer Sohn Zheng Chenggong [Koxinga], der als einer der mächtigsten Piraten in die Geschichte eingehen sollte, wurde dort geboren). Dank seines Netzwerkes konnte sich Zhilong nach wenigen Jahren wieder im Süden Chinas etablieren. Mit einer Piratenflotte griff er zuerst eine Flotte der Ming an, bevor er 1628 die Fronten wechselte und von den Ming zum militärischen Anführer von Fujian ernannt wurde. In dieser Funktion befehligte er eine riesige Flotte von 800 Schiffen. 1633 gelang es ihm schließlich, die Holländer von den Küsten Fujians zu vertreiben. Zheng Zhilong sollte noch ein weiteres Mal die Fronten wechseln. Nach der Machtübernahme der Qing-Dynasty 1644 ermöglichte er dem Qing-Heer eine reibungslose Einnahme Fujians und wurde dafür reichlich belohnt. Sein Leben endete allerdings wie das vieler anderer Piraten durch Hinrichtung. Dazu verurteilte ihn die Zentralgewalt aufgrund des Widerstandes seines Ming-treuen Sohnes Chenggong gegen die Herrschaft der Mandschuren (Qing).

Das Heer der wokou nähert sich langsam und unauffällig.
Ständig ändert es dabei seine Position.
Hört, die Kriegshörner scheuchen die Schmetterlinge auf.
Aufgestellt in einer Reihe nähert sich eine lange Schlange.
Der Kommandofächer stürmt und feuert los.
Und plötzlich ist es nicht mehr zu sehen.
Und gleich wieder taucht es auf
Trifft China dabei unvorbereitet von der Seite.
Auch Fälschungen [Anm. Chinesen] befinden sich darunter
Und profitieren von der in China ausgelösten Unruhe.
(nach einer japanischen Übersetzung aus Tanaka 2012)

Volksgedicht aus der Sanyan-Sammlung des chinesischen Erzählers und Volkshistorikers Feng Menglong (1574–1645).

LITERATUR

J. L. ANDERSON, „Piracy and World History: An Economic Perspective on Maritime Predation“, in: C. R. Pennell (Hg.), Bandits at Sea. A Pirate Reader. New York 2001, 107-24.

A. CLULOW, From Global Entrepôt to Early Modern Domain: Hirado, 1609–1641, in: Monumenta Nipponica 65/1 (2010), 1-35.

M. HANEDA/T. KOJIMA (Hg.), Umi kara mita rekishi. Tokyo 2013.

S. MURAI, „Chūsei wajinden. Tokyo 1993.

S. SEKI, Tsushima to wakō. Kyōkai ni ikiru chūsei bito. Tokyo 2012.

T. TANAKA, Wakō to kangō bōeki. Tokyo 2012.

T. TANAKA/M. ISHII, Taigai kankeishi jiten. Tokyo 2009.

C. TILLY, „War Making and State Making as Organized Crime“, in D. RUESCHEMEYER/P. EVANS/T. SKOCPOL (Hg.), Bringing the State Back In. Cambridge 1985, 169-187.

B. TREMML, „Waren sie nicht alle Piraten“, in: A. OBENAUS/E. PFISTER/B. TREMML (Hg.), Schrecken der Händler und Herrscher – Piratengemeinschaften in der Geschichte. Wien 2012, 144-167.

Veronika Kolomaznik

Der Piratenbund der südchinesischen Küste

Am Beginn des 19. Jahrhunderts machten Seeräuber große Gebiete der südchinesischen Küste unsicher. Sie plünderten Schiffe, verlangten für ganze Dörfer Lösegeld und kontrollierten den gesamten Fisch-, Salz- und Opiumhandel der Region. In der Literatur werden sie oft als Rebellen bezeichnet, die sich gegen die herrschende Qing-Dynastie auflehnten. Doch der Vertrag aus dem Jahr 1805, den alle Anführer der Seeräuber gemeinsam aufsetzten und unterschrieben, lässt keine politischen Motive erkennen. Jedoch setzt dieser ein Gemeinschaftsgefühl aller Mitglieder voraus, die in dem Bündnis eine Garantie für eine gemeinsame Zukunft sahen. Mit dem Vertragsabschluss wurde aus den Seeräubern Südchinas eine organisierte Piratenbande, deren Effizienz bis heute einzigartig bleibt.

Vom Seeräuber zum Piraten

Seeraub als Nebeneinkunft

Seeräuberei existierte meist parallel zum Seehandel und war besonders intensiv, wo Transportrouten durch Meerengen oder Inselgruppen hindurch führten. In den Buchten versteckt, lauerten die Plünderer den Handelsschiffen auf, die auf hoher See nur schwer einzuholen waren. Auch an der südchinesischen Küste gab es eine lange Tradition der Seeräuberei. Die Provinz Guangdong im Süden Chinas wird zur Küste hin von den unzähligen Flüssen und Kanälen des Perlflussdeltas durchzogen. Straßen gab es nur wenige, das Hauptverkehrsmittel der Region waren Dschunken. Die wichtigsten Handelsstädte waren Changping an der vietnamesischen Grenze und Kanton (Guangzhou), ab 1756 der einzige offizielle internationale Handelshafen am Festland, sowie die Hafenstädte Macao und Hongkong. Obwohl die Provinz ein großes ökonomisches Potenzial hatte, waren die Ressourcen jedoch sehr ungleich verteilt. Es überrascht also nicht, dass Seeräuberei auch in Südchina ein profitables Geschäft war. Zwischen den vielen kleinen Inseln waren passierende Kauffahrer eine leichte Beute.

Historisch betrachtet, wurde Seeräuberei nur in kleinem Stil betrieben und war saisonal bedingt. Fischer segelten im Sommer, wenn der Fischfang weniger ertragreich und gefährlicher war, entlang der Küste nach Norden und überfielen Handelsschiffe und Dörfer, bevor sie im Herbst an ihren Ausgangspunkt zurückkehrten, um ihr Leben als Fischer wieder aufzunehmen. Dabei operierten sie in Organisationen, die sich aus Familie, Freunden und Bekannten des Anführers, der meist der Besitzer des Fischerbootes war, zusammensetzten. Auf Beutezügen aufgegriffene Gefangene dienten oft als Verstärkung der Besatzung. Es kam nicht selten vor, dass sich die Mannschaft nach ein oder zwei Beutezügen trennte. Die Aufteilung der Beute war dabei klar geregelt: jeder Teilnehmer bekam einen Teil und der Schiffseigner zwei.

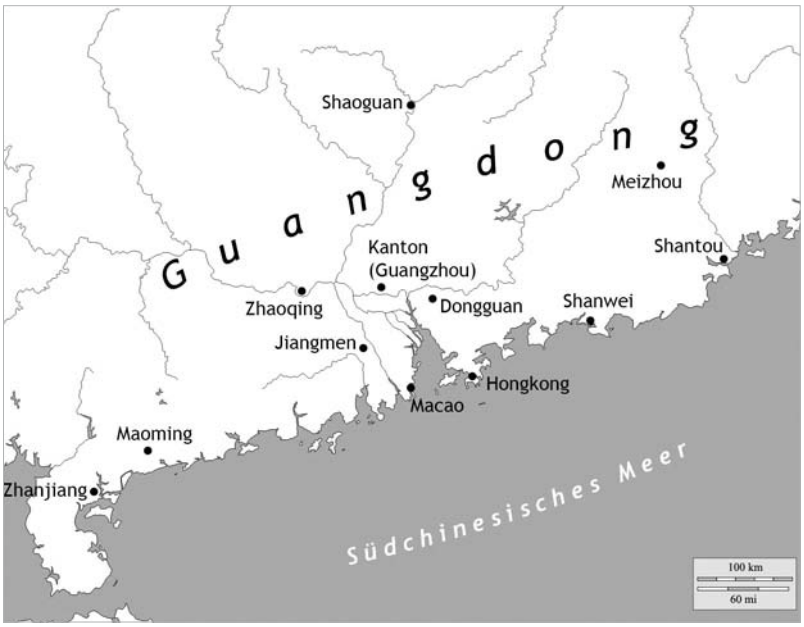
Lizensierte Seeräuber und die Rebellion unter den Tây-Son

Politische Unruhen in Vietnam gegen Ende des 18. Jahrhunderts trugen dazu bei, dass südchinesische Seeräuber ihre Macht ausbauen konnten. Vietnam, das zu diesem Zeitpunkt noch unter der nominellen Herrschaft der Lê-Dynastie stand, de facto aber von zwei rivalisieren Feudalgeschlechtern regiert wurde, sah sich ab 1770 mit Aufständen der Tây-Son-Rebellen konfrontiert. Die Aufständischen waren dabei ständig auf der Suche nach Geld und Männern und engagierten bald chinesische Seeräuberbanden, die sie mit Schiffen, Waffen, offiziellen Rängen und Titeln ausstatteten. In den Sommermonaten brachen diese dann in chinesische Gewässer auf, um im Herbst voll beladen mit Beutegut in den vietnamesischen Häfen Schutz zu suchen. Auch an allen entscheidenden Seeschlachten waren chinesische Seeräuber an der Seite der Tây-Son beteiligt. Dieser Umstand machte aus südchinesischen Fischern, denen Beutezüge auf See ursprünglich nur als kurzfristige Nebeneinkunft dienten, eine gut organisierte Streitmacht. Als es den Nguyen, der letzten vietnamesischen Herrscherdynastie, im Jahr 1802 gelang, die aufständischen Tây-Son endgültig zu besiegen, wurden über 1.700 Piraten aus Vietnam vertrieben. (R. Antony 1991:39ff)

Der Piratenbund

Der Vertrag von 1805

Zurück in der Provinz Guangdong, schlossen sich die Anführer der sechs größten Seeräuberbanden im Juli 1805 vertraglich zu einem Bund zusammen, der in den kommenden Jahren die Region rund um das südchinesische Meer in Angst und Schrecken versetzen sollte. Jede der sechs Flotten (nach der Farbe ihrer Flagge in Rote, Schwarze, Weiße, Grüne, Blaue und Gelbe benannt) operierte weiterhin autonom. Daneben gab es jedoch einen gemeinsamen, schriftlich festgehaltenen Kodex, der verhindern sollte, dass sich die Piraten gegenseitig bekämpften, und der in Kopie an Bord jedes



Karte von Guangdong

Flaggschiffes aufbewahrt werden musste. Jedes Piratenschiff musste bei einer der Flotten registriert, Schiffsname und Registrierungsnummer an der Seite jedes Schiffes lesbar angebracht und die Flagge der jeweiligen Flotte gut zu erkennen sein. Bei Übertretungen wurden Waffen und Schiff Eigentum des gesamten Bundes. Auch die Beuteaufteilung wurde genau geregelt. Im Falle eines Angriffs wurde das gekaperte Handelsschiff Eigentum jenes Piratenschiffes, das zuerst angegriffen hatte. Wenn Dritte dieses jedoch gewaltsam in Besitz nahmen, musste der Wert des Beuteguts berechnet und der rechtmäßige Besitzer mit einer Summe, die die zuvor erworbene Beute übertraf, entschädigt werden. Sollte sich eine Gruppe diesen Maßnahmen verweigern, drohte ihr ein Angriff der gesamten Flotte.

Die Befehlsstruktur und Mitglieder des Bundes

Die Flotten des südchinesischen Piratenbundes wurden in mehrere Geschwader von 10 bis 40 Schiffen unterteilt. Jeder Flotte stand ein Flottenadmiral vor. Diese hatten sich entweder bereits im Tây-Son-Aufstand bewährt oder stammten aus einer Familie, die schon über Generationen hinweg Seeraub betrieb. Die einzelnen Geschwader wurden von einem Geschwaderkommandant und die einzelnen Schiffe gemeinsam von Kapitänen und Hauptmännern kommandiert. Zudem hatte jedes Schiff zwei Steuerleute. Dazu kam, dass nun auch an Land Spione eingesetzt wurden, um über auslaufende Handelsschiffe oder militärische Unternehmungen der Regierung Informationen zu erlangen. Weiters verfügten die Piraten über Kontakte zu Soldaten, Regierungsbeamten, Räuberbanden und Geheimgesellschaften. Doch ganz gleich wie gut die Piraten organisiert und informiert waren, ohne die Unterstützung von Bauern und Händlern, die sie mit Nahrung versorgten und gestohlene Güter weiterverkauften, hätten sie nicht überleben können.

Wie viele Piraten genau in den südchinesischen Gewässern operierten, lässt sich kaum feststellen, da ihre Zahl ständig variierte. Im Jahr 1810 kapitulierten circa 30.000 Männer und Frauen. Daraus lässt sich schließen, dass der Bund in seiner Blütezeit zwischen 50.000 und 70.000 Mitglieder umfasste. (R. Antony 1991:71) Es waren vor allem Fischer, die in großer Zahl zu den Piraten überliefen. Diesen „Freiwilligen" war es anfangs möglich, nach Belieben zu kommen und zu gehen, bevor die Flottenadmirale 1807 eine Mindestzeit von acht bis neun Monaten Dienst einführten. (D. Murray 1987:77)

An Bord chinesischer Piratenschiffe befanden sich oft auch die Ehefrauen und Kinder der Seeleute. Da ein Großteil der Bevölkerung der Küstenregion permanent auf Booten lebte, war es nicht unüblich, dass Frauen dieselben Arbeiten wie ihre Ehemänner verrichteten, und es kam auch vor, dass sie Dschunken befehligten und ins Gefecht führten. Der chinesische Historiker Youan Yung-lun berichtet in seinem 1930 veröffentlichten Buch, welches später von Friedrich Neumann ins Englische übersetzt wurde, von einem Seegefecht mit Piraten im Jahr 1809, bei dem sich die Frau eines Piraten fest an das Ruder klammerte und mit zwei Entermessern beharrlich wehrte. Erst als sie von einer Musketenkugel getroffen wurde, konnte sie gefangen genommen werden. (Neumann 1831:24)

Der Großteil der Mannschaft bestand allerdings aus männlichen Gefangenen, deren Familien kein Lösegeld aufbringen konnten. Es kam vor, dass mit ihnen homosexuelle Beziehungen unterhalten oder sie mit Töchtern von Besatzungsmitgliedern verheiratet wurden. Üblich war es auch, junge Männer zu adoptieren. Selbst einer der mächtigsten Flottenadmirale, Chang Pao, wurde erst durch eine Adoption Teil der Mannschaft. Die so hergestellte soziale Bindung verhinderte Flucht oder Verrat an die Regierung seitens der Gefangenen.

Die Schiffe und Waffen des Piratenbundes

Die meisten Schiffe des Bundes wurden durch Raub Eigentum der Flotten. Später wurden sie oft aufgerüstet und umgebaut, um den Ansprüchen der Piraten gerecht zu werden. Etwa 200 der insgesamt ca. 2.000 Schiffe des Bundes waren

große Frachtschiffe, deren Länge oft über 45 Meter hinausging. Sie boten 20 bis 30 Kanonen sowie einer Besatzung von bis zu 400 Mann Platz. Auch Chang Paos Flaggschiff, die *Peng-fa* – bestückt mit 40 Kanonen – gehörte dieser Kategorie an. Zum Bund gehörten auch zwischen 600 und 800 ebenfalls hochseetaugliche Schiffe, welche zuvor als Handelsdschunken im Einsatz gewesen waren. Diese hatten eine Länge von 12 Metern und waren 4 Meter breit. Sie boten Platz für zwölf bis 25 Kanonen und circa 200 Mann Besatzung. Des Weiteren verfügte der Bund auch über verschiedene kleinere Flussdschunken, die vor allem in den zahlreichen Flüssen des Deltas eingesetzt wurden. Mit ein bis zwei Segeln und 14 bis 20 Rudern ausgestattet, boten sie Platz für bis zu 18 Mann und bis zu 15 Kanonen. Jedes der Schiffe verfügte ebenfalls über eigene Ruderboote. Diese waren für die Kommunikation zwischen den einzelnen Schiffen und Geschwadern wichtig, und wurden auch für Überfälle auf Siedlungen entlang der Küste eingesetzt. (D. Cordingly 1997:226-229; D. Murray 1987:91-95)

Der Großteil des Waffenarsenals des Bundes stammte noch von den Tây-Son-Rebellen, aber auch gekaperte Schiffe und geplünderte Militärstützpunkte boten den Piraten eine willkommene Quelle für Waffen aller Art. Neben Kanonen war auch das chinesische Handrohr eine beliebte Feuerwaffe. Dieses war bis zu 2 Meter lang, etwa 5 Kilogramm schwer und konnte auch an Land eingesetzt werden. Dazu wurden sie entweder über der Schulter oder in einer Astgabel abgefeuert. Die Piraten verfügten auch über Schusswaffen, wie Musketen oder Flinten. Diese waren aber oft in schlechtem Zustand, da sie nicht genau wussten, wie diese zu handhaben waren. Gefangene Europäer, wie der Engländer J. L. Turner, wurden deshalb oft gezwungen, die Piraten im Umgang mit europäischen Schusswaffen zu unterweisen. (Turner 1808:461) Die am meisten gefürchteten Waffen waren aber bis zu 5 Meter lange Wurfspeere aus Bambus mit einer säbelartigen Klinge. Zahlreiche Schwerter, Dolche und Messer vervollständigten das Arsenal der Piraten. Zusätzlich zu Granaten wurden auch sogenannte Stinktöpfe auf gegnerische Schiffe geschleudert. Bei diesen handelte es sich um rund 14 Kilogramm schwere Fässer, die mit Schießpulver und chinesischem Gin gefüllt waren, wobei auf dem Deckel glühende Holzkohle befestigt war. Beim Aufprall fing dieses Gemisch natürlich sofort Feuer. Auch wurden in Brand gesetzte kleine Boote zwischen die gegnerischen Schiffe geschickt und brennende Pfeile auf die Segel geschossen. (D. Murray 1987:96-98)

Das Leben als Pirat

Der gesamte Raum eines Schiffes war verplant. Im Inneren lagerten Lebensmittel, Waren, Waffen und Werkzeuge. Einzig der Kapitän und seine Familie hatte das Privileg, in einer eigenen Kabine mit Bett zu schlafen. Die Mannschaft schlief, wo immer sie Platz fand. Privatsphäre gab es keine. Verheiratete Piraten teilten sich mit Frau und Kindern nur ein kleines Bett. Gefangene schliefen oft ohne Schutz vor Wind und Wetter an Deck. (D. Murray 1987:78)

Die übliche Mahlzeit der Piraten Südchinas bestand aus Reis, Fisch und Tee. Die Beschaffung von Lebensmitteln war für den gut organisierten Bund wohl kein Problem. Proviant bekamen sie von verbündeten Bauern und Händlern an Land. Die Piraten zahlten für die Lebensmittel oft mehr als den Marktpreis und beschützten ihre Lieferanten auch vor Überfällen.

Das Kartenspiel war neben dem Opiumkonsum eine beliebte Freizeitbeschäftigung der chinesischen Piraten. Es wird berichtet, dass eine Gruppe sogar während eines Gefechts nicht zu spielen aufhören wollte. Als einer der Mitspieler getötet wurde, legten ihn die anderen einfach beiseite, um ungestört weiterzuspielen. (D. Murray 1987:79)

Der Bund auf Beutezug

Die Piraten Südchinas operierten immer in Geschwadern. An größeren Überfällen konnte auch die gesamte Flotte beteiligt sein. Einzeln operierende Schiffe gab es im Prinzip nicht. Jedem Angriff ging eine Planungsphase voraus, während der Spione die Flotten über profitable Ziele informierten. Da die Flotten des Bundes überwiegend aus Handels- und Fischerdschunken bestanden, erkannten die Opfer oft erst viel zu spät, dass sich eine ganze Horde Piraten ihrem Schiff näherte. Chang Paos späteres Flaggschiff, die *Peng-fa,* war ein großer Frachter, der 1808 von Vietnam nach China zurücksegelte. Chang Pao näherte sich dem Schiff verkleidet als Fährmann und bat um Hilfe. Nachdem er mit einigen vermeintlichen Passagieren an Bord gelangt und der Rest seiner Flotte Stellung bezogen hatte, war es für die Besatzung des Frachters bereits zu spät. Meist reichte allein die Übermacht der Piratenflotte aus, um den Gegner zur Aufgabe des Schiffes zu bringen. Der Bund überfiel von kleinen Fischerbooten in Küstennähe bis zu großen Handelsschiffen auf offener See alles, was genug Profit versprach. (Neumann 1831:26)

Oft wurde auch für ganze Schiffe, ihre Mannschaften und sogar Dörfer Lösegeld verlangt. R. Glasspoole wurde 1809 von den Piraten der Roten Flagge gefangen genommen und berichtete von seinen Erfahrungen. Während seiner Zeit als Gefangener erlebte er mehrere Seegefechte und wurde auch Zeuge, als die Piraten 150 Frauen und Kinder entführten und deren Stadt brandschatzten. (Neumann 1831:103, 111)

Die Haupteinnahmequelle der Piraten entlang der südchinesischen Küste war der Verkauf von Schutzbriefen, welche die Händler und Fischer in großen Häfen vor Auslau-

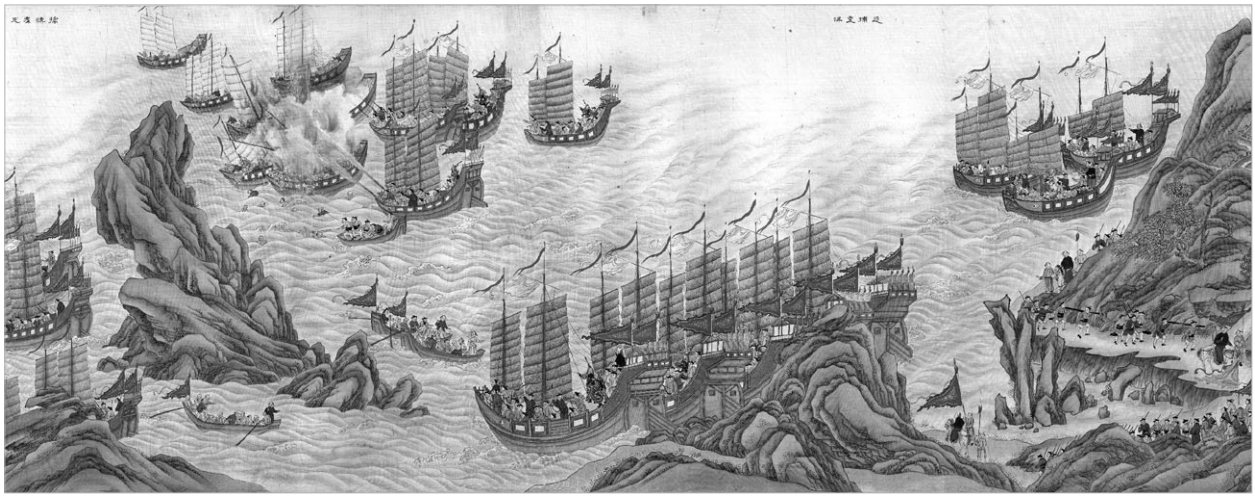
fen ihres Schiffes in vom Bund eingerichteten „Büros“ oder direkt auf den Schiffen der Flottenadmirale erwerben konnten. Der Preis hing von der Größe des Schiffes und dem Wert der Ladung ab. Diese Dokumente wurden vom gesamten Bund anerkannt und brauchten im Falle eines Angriffs nur vorgezeigt zu werden, um ungestört passieren zu dürfen. Sie waren für gewöhnlich ein Jahr gültig, wobei auch der Kauf von Papieren für einen kürzeren Zeitraum möglich war. Für ein höheres Entgelt wurden von den Piraten sogar Eskorten gestellt. Falls eine Gruppe Piraten ein Schiff trotz eines Schutzbriefes attackierte, mussten sie dem Schiffseigner den Wert des Schiffes und der Ladung ersetzen. Zudem stand diesem auch eine Art „Schmerzensgeld“ zu. Es ist also nicht erstaunlich, dass Schiffe ohne Schutzbrief meist völlig zerstört wurden, um ein Exempel zu statuieren. Auf diese Weise kontrollierten die Piraten ab 1808 den Handel der gesamten Küstenregion und kaum ein Schiff wagte sich ohne Schutzbrief aus dem Hafen. (D. Cordingly 1997:231)

Bei allen negativen Aspekten sollte nicht übersehen werden, dass Piraterie auch positive Veränderungen bewirkte. Sie ermöglichte es den Ärmsten der Gesellschaft, am Handel teilzuhaben, und begünstigte die Entwicklung neuer Häfen und Handelszentren. Die Schwarzmärkte florierten in der gesamten Küstenregion und große Mengen an Waren und Geld wechselten ihren Besitzer, ganz ohne die übliche Kontrolle seitens der Qing-Regierung. Sogar das staatliche Monopol des Salzhandels war zu dieser Zeit in der Hand des Piratenbundes. In der überbevölkerten Provinz sorgte der Bund für Arbeitsplätze. Nicht nur Kaufleute, sondern auch Gaststätten, Bordelle und die Glücksspielindustrie profitierten von der Beute der Piraten. (R. Antony 2005:7)

Die Reaktionen der Qing-Regierung

Die Maßnahmen Na-yen-ch‘êngs

Ein Grund für den Erfolg des chinesischen Piratenbundes war die schwache Marine Chinas, die den Piraten zahlenmäßig weit unterlegen war. 1805 beauftragte die chinesische Regierung den Generalgouverneur der Provinz Guangdong Na-yen-ch‘êng, der sich bereits in den Bannereinheiten der Qing-Regierung und der Bekämpfung mehrerer Geheimgesellschaften einen Namen gemacht hatte, zur See Frieden und Ordnung wiederherzustellen. Mit der bestehenden Marine von etwa 19.000 Mann und nur 57 seetüchtigen Schiffen standen seine Chancen dafür aber eher schlecht. Deshalb begann er, zusätzlich Fischerboote anzuheuern, und autorisierte private Seeleute, mit Waffengewalt gegen den Piratenbund vorzugehen. Für jeden gefangen genommenen Piraten erhielten diese eine bestimmte Menge Salz, für hochrangige Piraten stand eine Belohnung in Form eines militärischen Rangs zu. Er versuchte auch die Versorgung und Unterstützung des Bundes an Land zu verhindern, indem er die Dörfer und Städte entlang der Küste befestigen ließ, die Anzahl der stationierten Truppen erhöhte und die Bildung privater Milizen unterstützte. Doch all diese Maßnahmen konnten dem mittlerweile starken und gut organisierten Bund nicht viel anhaben. So beschloss Na-yen-ch‘êng eine Proklamation zu erlassen, die es Piraten erlauben sollte zu kapitulieren. Stellte sich ein Pirat der Regierung, so bekam er eine Belohnung in Silber ausbezahlt und konnte sich, wenn er wollte, der Armee anschließen. Bis Ende des Jahres 1805 nahmen 1.813 Piraten diese Chance wahr, jedoch vermuteten viele, dass zahlreiche Piraten sich nur des Geldes willen stellen und bald darauf wieder auf See ihr Unwesen treiben würden. Na-yen-ch‘êng wurde für sein Vorgehen heftig kritisiert und schließlich auch deshalb im Sommer 1806 von seinen Ämtern enthoben.



Ausschnitt aus der Bildrolle „The Pacifying the South China Sea“. Sie entstand ca. 1810 und zeigt Pai Lings Maßnahmen gegen den Piratenbund; Maler unbekannt. Mit freundlicher Genehmigung des Hong Kong Maritime Museum.

Pai Lings Strategie

Als es 1809 der Regierung immer noch nicht gelungen war, den Piratenbund zu zerschlagen, die Marine rund die Hälfte ihrer Schiffe verloren hatte und die Piratenbanden den Perlfluss entlang ins Landesinnere vordrangen, sollte der ehemalige Gouverneur der Provinz Guangdong, Pai Ling, für Frieden sorgen. Dabei verfolgte dieser das Ziel, die Piraten auszuhungern, indem er sie von ihren Ressourcen und Verbündeten trennte. Zusätzlich zu den bereits bestehenden Maßnahmen veranlasste er, dass Salz nur noch an Land transportiert werden sollte. Zudem durfte kein Schiff mehr die Häfen verlassen, und niemand sollte dem Bund Schutzgeld zahlen. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern war Pai Ling bei der Umsetzung seiner Maßnahmen zwar erfolgreich, jedoch hatte er nicht damit gerechnet, dass sich die Piraten – ihrer üblichen Nahrungs- und Geldquellen beraubt – trotzdem nicht der Regierung stellen wollten. Stattdessen drangen sie immer weiter ins Landesinnere vor, plünderten Reisfelder, brandschatzten und entführten Hunderte Dorfbewohner. Eine Zerschlagung des Piratenbundes schien ohne Hilfe von außerhalb daher nicht mehr möglich. Die chinesische Regierung wandte sich deswegen an die Portugiesen und bat um Schiffe und militärische Unterstützung. Selbst diese konnten aber trotz der besser ausgestatteten Kriegsschiffe nur einen einzigen Sieg gegen die Piraten verbuchen. (Antony 2006:6-7, 10, 19)

Cheng I Sao

Cheng I Sao ist wohl eine der eindrucksvollsten Frauen der chinesischen Geschichte. Ihre außergewöhnliche Karriere begann in einem der vielen schwimmenden Bordelle Kantons, wo die etwa 26-Jährige den Piratenkapitän Cheng I kennenlernte, ihn 1801 heiratete und zwei Söhne zur Welt brachte. Nach dem Tod ihres Mannes im Jahr 1807 übernahm sie das Kommando über seine Flotte. Um ihre Macht zu festigen, heiratete sie den viel jüngeren Chang Pao, der innerhalb der Mannschaft großes Ansehen genoss. Cheng I Sao verfügte gemeinsam mit Cheng I und später Chang Pao nicht nur über die Befehlsgewalt über die größte und mächtigste der Flotten des Bundes, sondern fungierte auch als Oberbefehlshaberin des gesamten Bundes. Generell blieben aber auch in Südchina weibliche Piraten zuallererst Ehefrauen und Mütter, selbst wenn einige unter ihnen Führungspositionen innehatten. Ohne ihre Ehemänner wäre es auch für die sicherlich sehr charismatische Cheng I Sao unmöglich gewesen, sich als Autoritätsperson gegenüber ihren männlichen Mitspielern zu behaupten. Sie brach also keineswegs mit Konventionen und geschlechtsspezifischen Verhaltensweisen. Nach ihrer Kapitulation 1810 zog sie mit Chang Pao in die Provinz Fujian und gebar 1813 ihren gemeinsamen Sohn, der in der chinesischen Marine Karriere machte. Nach dem Tod ihres zweiten Ehemannes kehrte die immer noch sehr wohlhabende Frau nach Kanton zurück, wo sie ein Etablissement für Glücksspiel führte und 1844 mit 69 Jahren verstarb.

(D. Murray 1987:71–72, 149)

Chang Pao

Chang Pao war erst 15 Jahre alt und mit seinem Vater auf Fischfang, als er von Piraten entführt wurde. So traf er auf Cheng I, der sofort Gefallen an ihm fand, ihn adoptierte und zum Kapitän eines Schiffes ernannte. Nach der Heirat mit Cheng I Sao wurde er einer der mächtigsten Männer des Bundes. Die beiden legten strenge Verhaltensregeln fest: So durfte niemand die Schiffe ohne Erlaubnis verlassen. Wurden gefangen genommene Frauen ohne Erlaubnis missbraucht, geschlagen oder geheiratet, drohte die Todesstrafe. Erbeutetes Gut musste ausnahmslos im gemeinsamen Warenlager des Bundes registriert werden, acht von zehn Teilen der Beute gingen in einen gemeinsamen Fonds über. Die restlichen zwei wurden unter der Mannschaft verteilt. Chang Pao veranlasste ebenfalls, dass den Bauern und Händlern, welche mit dem Bund Geschäfte machten, das Doppelte des Marktpreises für ihre Waren bezahlt werden sollte. Auch von der Religiosität des charismatischen Flottenadmirals wird berichtet. Er ließ auf seinem Flaggschiff einen Tempel errichten, opferte und betete regelmäßig. Sein Auftreten als gerechter, gütiger und gläubiger Mann trug dem berühmten Piraten in den chinesischen Gewässern auch einen Ruf übernatürlicher Kräfte ein. In einem Gefecht mit der Marine 1809 wurde er von einem Offizier angeschossen und jeder an Bord des Schiffes hielt ihn für tot. Doch als sich der Rauch des Gefechts verzogen hatte, stand Chang Pao immer noch aufrecht und unverwundet an Deck. Nach seiner Kapitulation machte er Karriere in der chinesischen Marine, wurde binnen kürzester Zeit Oberstleutnant der Provinz Fukien und später Oberst des Regiments der Peng-hu Inselgruppe. 1822 starb er im Alter von 36 Jahren vermutlich eines natürlichen Todes.

(D. Murray 1987:72–75; 148–149)

Das Ende des Piratenbundes 1810

Dennoch war der Bund durch die zahlreichen Maßnahmen Pai Lings zumindest geschwächt worden. Immer mehr Piraten kapitulierten daher und schlossen sich der chinesischen Marine an, unter ihnen auch einige Piraten der Roten Flagge. Dass in den Jahren 1809 und 1810 etliche Erdbeben, Taifune und Flutkatastrophen die Provinz Guangdong heimsuchten und Missernten der Region weiter zusetzten, wird auch für den Bund nicht ohne Folgen geblieben sein. Die einzelnen Dörfer und Städte verteidigten nun umso heftiger ihre verbliebenen Nahrungsressourcen.

Das Ende des Bundes ist aber hauptsächlich in internen Konflikten zu suchen. Der Bund konnte nur dann funktionieren, wenn alle Mitglieder loyal zueinander standen und die Autorität der Flottenadmirale anerkannten. Ab einer gewissen Größe wurde besonders die Kontrolle der einzelnen Schiffe immer schwieriger. Den Kapitänen waren ihr Schiff und ihre Mannschaft wichtiger als die gemeinsamen Be-

lange des Bundes. Auch die oft erzwungenen Familienbande konnten daran wenig ändern.

Ebenso hatte die Loyalität der Flottenadmirale untereinander seit der Unterzeichnung des Vertrags im Jahr 1805 abgenommen. Kuo Po-Tai hatte unter Cheng I das Kommando über das zweitgrößte Geschwader der Roten Flotte inne, doch als Cheng I im Jahr 1807 starb, beanspruchte der jüngere Chang Pao das Oberkommando für sich. Kuo Po-Tai spaltete sich mit seinen Männern in Folge ab und wurde zum Admiral der Schwarzen Flotte. Vor allem der Uneinigkeit dieser beiden charismatischen Anführer wird gerne das Ende des Bundes zugeschrieben. Ende des Jahres 1809 eskalierte die Situation schließlich, als sich Kuo Po-Thai und Chang Pao gegenseitig attackierten. Kuo Po-Tai erbeutete 16 Schiffe und nahm etwa 300 Piraten der Roten Flagge gefangen. Wenngleich Chang Pao entkommen konnte, hatte die Schwarze Flagge nun eine gute Verhandlungsbasis mit der Regierung. Kou Po-Tai kapitulierte am 13. Jänner 1810 mit etwa 6.000 Mann und wurde zum Subleutnant der Marine ernannt. Innerhalb weniger Wochen folgten an die 3.000 weitere Piraten seinem Vorbild. (D. Murray 1987:138, 139)

Auch für Chang Pao und die Rote Flagge wurde das Angebot der Kapitulation immer verlockender. Am 17. April 1810 erschien Cheng I Sao unbewaffnet mit einer Gruppe von Frauen und Kindern in Kanton, um mit Pai Ling die Bedingungen ihrer und Chang Paos Kapitulation auszuhandeln. Drei Tage später ergab sich der charismatischste Flottenadmiral des Bundes zusammen mit 17.318 Männern und Frauen, 226 Schiffen, 1.315 Kanonen und 2.798 Waffen der Regierung. Chang Pao durfte eine private Flotte von etwa 30 Schiffen behalten und bekam den Rang eines Leutnants. Mit Kuo Po-Tai und Chang Pao war es für die Marine nun ein Leichtes, gegen die letzten Piraten des Bundes vorzugehen. Im Juni kapitulierte auch die letzte operierende Flotte des Bundes, die Gelbe Flagge unter dem Flottenadmiral Wu-shih Erh.

Das Ende des Piratenbundes, der zehn Jahre lang den gesamten Handel an der Küste der Provinz Guangdong kontrolliert hatte, lag also in der Uneinigkeit der Piratenanführer sowie in der Kapitulationspolitik der Regierung begründet. Nur verhältnismäßig wenige der Piraten wurden hingerichtet oder ins Exil geschickt. Den Großteil erwartete eine Karriere bei der chinesischen Marine. Obwohl es in Folge keiner derartig großen und gut organisierten Gruppe von Piraten jemals wieder gelingen sollte, die chinesischen Küstengewässer zu kontrollieren, änderte die Zerschlagung des Bundes aber nichts an den eigentlichen Problemen der Region. Überbevölkerung und Armut wurden deswegen auch zu einer treibenden Kraft beim Wiederaufleben von Piraterie und Schmuggel im Zuge des Ersten Opium-Kriegs (1839–1842).

LITERATUR

R. J. ANTONY, Pirates, Bandits, and Brotherhoods: A Study of Crime and Law in Kwangtung Province, 1796–1839. Ann Arbor 1991.

R. J. ANTONY, Piracy in the Early Modern China, in: IIAS Newsletter Nr. 36 (2005), 7.

R. J. ANTONY, State, Continuity, and Pirate Suppression in Guangdong Province, 1809–1810 in: Late Imperial China, Bd. 27.1 (2006), 1-30.

D. CORDINGLY (Hg.), Piraten. Furcht und Schrecken auf den Weltmeeren. Köln 1997.

D. CORDINGLY, Unter Schwarzer Flagge. Legende und Wirklichkeit des Piratenlebens. Zürich 1999.

D. H. MURRAY, Pirates of the South China Coast 1790–1810. Stanford 1987.

K. F. NEUMANN, History of the Pirates, who infested the China Sea from 1807 to 1810. London 1831. Online verfügbar unter: http://www.bsb-muenchen-digital.de/~web/web1025/bsb10251382/images/index.html?digID=bsb10251382&pimage=1&v=pdf&nav=0&l=de [23.5.2013].

J. L. TURNER, Account of the Captivity of J.Turner, Chief Mate of the Ship Tay, Amongst the Ladrones accompanied by some Observations respecting those Pirates. in: Naval Chronical Vol. 20 (1808), 456-472. Online verfügbar unter: http://archive.org/details/navalchronicleco20londiala [23.5.2013].

Alexander Hensel
Stephan Klecha

Piraten in der Politik

Über die Sprache und Metaphorik der deutschen Piratenpartei

Wer über die Piratenpartei liest, schreibt oder redet, kann sich der Metaphorik der Piraterie kaum entziehen. Nautische Begriffe und Referenzen auf das Freibeutertum sind nach wie vor der Standard in der medialen Berichterstattung über die deutsche Piratenpartei. Die von der Partei selbst ausgegebene Losung „Klarmachen zum Ändern“ oder die Bezeichnung der Wahlstimme als „Änderhaken“ spielt auf den gleichen Kontext an. Während die Piraten sich lange Zeit für kein noch so naheliegendes Spiel mit Metaphern oder Symbolen der Piraterie zu schade waren, taten die Medien ihr Übriges zu deren gnadenlosen Überstrapazierung. Bis heute werden Beobachter der Partei jedenfalls nicht müde, ihre Texte mit entsprechenden Konnotationen anzureichern (Hensel/Klecha/Walter, 2012).

Die Piraten befinden sich demnach jeweils gerade im Auf- oder Abwind, geraten in Untiefen oder stürmische Gewässer. Ihr Führungspersonal wird als steuernde Kapitäne und ihre Parteibasis als meuternde Mannschaft beschrieben. Entern oder Kentern ist die vielfach abgegriffene, aber naheliegende Floskel, wenn die Frage künftiger Erfolgschancen debattiert wird. Diese und andere Beispiele machen auf einen Aspekt aufmerksam, der in der wissenschaftlichen und publizistischen Debatte über die Piratenpartei bisher unterbelichtet ist. Neben den inhaltlichen, organisatorischen und kulturellen Impulsen, welche die Piraten in das deutsche Parteiensystem eingespeist haben, liegt einer ihrer zentralen Erfolge im Bereich der Sprache. Kaum ein anderes politisches Phänomen der jüngeren Vergangenheit dürfte eine so umfassende Sprach- und Symbolwelt produziert und verbreitet haben wie die Piratenpartei.

Politische Namenswahl

Trotzdem ist die Bezugnahme auf Begriffe der Piraterie durch eine politische Partei zunächst irritierend, denn diese geben sich für gewöhnlich bei der Wahl ihres Namens größte Mühe, eindeutige und positive Assoziation hervorzurufen. In der Historie der deutschen Parteien finden sich hierfür mannigfaltige Beispiele: Das zwischen den Extremen stehende Zentrum, die sozial und demokratisch agierenden Genossen, ihre christlich und demokratischen gesinnten Konkurrenten oder auch die freie und demokratische Partei der Liberalen – stets weisen Parteinamen auf die eigene Seriosität hin und nehmen eine Selbstverortung in zentralen gesellschaftspolitischen Konflikten vor.

Der Name Piratenpartei irritiert dagegen in zweierlei Hinsicht. Einerseits wird der Begriff „Pirat“ in der Alltagswelt vorwiegend mit kindlich-karnevaleskem Unernst oder mit seeräuberischen Gräueltaten verbunden, die bestenfalls cineastisch romantisiert werden. Die Namengebung der Piratenpartei bleibt daher rätselhaft und nebulös. Andererseits verwundert die Referenz auf ein wie auch immer geartetes Freibeutertum auch mit Blick auf das Bezeichnete selbst. Anders als manche politische Bewegung oder Subkultur stehen Piratenparteien nämlich weder außerhalb von Gesetz und staatlicher Ordnung, noch sind sie besonders frei oder selbstbestimmt. Die Wahl der Organisationsform als politische Partei ist vielmehr eng an die Regularien des politischen Wettbewerbs gebunden. Die Wahl- und Parteiengesetze definieren für die Organisation von Parteien bestimmte Erfordernisse, die ihr Handeln und ihre innere Verfasstheit festlegen.

Um die Selbstbeschreibung als politische Freibeuter dennoch zu verstehen, muss man die Entstehung und den politisch-kulturellen Bezugspunkt der Piraten nachvollziehen. Überdies ist es natürlich von Interesse, warum die Sprach- und Symbolwelt der Piraterie in der Innen- als auch Außenperspektive eine derart starke Präsenz erlangen konnten und welche Funktionen

Abb. 1: Logo mit Losung „Klarmachen zum ändern“

Abb. 2: Wahlwerbung mit „Änderhaken“

diese im Prozess des rasanten Auf- und Abstiegs der Piratenpartei eingenommen haben.

Erben der Netzpiraten

Die Quellen der Metaphorik der Piratenpartei finden sich im historischen Vorfeld der Piratenpartei. Dort stößt man schnell auf verschiedene Konflikte und Akteure in den Sub- und Gegenkulturen des Digitalen, die schon lange mit der Metapher der Piraterie beschrieben werden (Günther, 2001:15ff). In diesem Kontext ist ein Pirat jemand, der immaterielle Güter entgegen der urheberrechtlichen Schutzbestimmungen kopiert und weitergibt. Die finanziell Betroffenen dieser Praxis, die Urheber und Verwerter, haben im Laufe der Zeit immer wieder die Formel der Piraterie gewählt, um den Tausch von immateriellen Gütern zu kritisieren. Bereits in den 1980er Jahren nutzte die Musikindustrie die drastische Metaphorik der Piraterie, um die private Kopie und Weitergabe von Musikkassetten zu skandalisieren. Eine zentrale Kampagne zeigte damals eine zu einem Seeräuber-Totenkopf stilisierte Musikkassette und proklamierte „Home Taping Is Killing Music“.

Größere Relevanz entwickelten Konflikte um illegale Kopien jedoch erst im Zuge der Verbreitung der Digitaltechnik. Im Hintergrund stehen dabei die besonderen Eigenschaften digitaler Güter: Sie lassen sich einfach wie verlustfrei reproduzieren, weswegen sie prinzipiell unendlich verfügbar sind. Im Zuge der zunehmenden Verbreitung von Computertechnologie und Vernetzung zwischen Nutzern gewann das digitale Kopieren zwangsläufig an Relevanz und auch die Verbreitung von urheberrechtlich geschütztem Material stieg stark an. Vor allem die illegale Kopie und Weitergabe von Computerspielen avancierte Mitte bis Ende der 1980er Jahre zum juvenilen Breitensport. Bereits vor der gesellschaftlichen Verbreitung des Internets entstanden Tauschnetzwerke, welche die kulturelle Grundlage für das digitale Filesharing legten (Stöcker 2011:23ff). Intellektuell und praktisch grundiert wurde diese Praxis durch die Aktivität von Hackern und Programmierern seit den 1980er Jahren. Diese erhoben in ihrem zentralen Verhaltenskodex, der sogenannten Hackerethik (vgl. Himanen 2001), die freie Zirkulation von Daten sowie die freie Zugänglichkeit zu Informationen zur wesentlichen Handlungsmaxime des Informationszeitalters (Castells 2005:58ff).

Mit dem massenhaften Anschluss von Privatnutzern an das Internet in den 1990er Jahren bekam diese Entwicklung einen neuen Schub. Ende der 1990er Jahre vernetzten sich Millionen von Nutzern über Tauschbörsen und schufen damit eine Vorform der heutigen sozialen Netzwerke (Mertens 2006:103ff). Die gesellschaftliche Verbreitung dieser Form des Datenaustausches veranlasste die von Einnahmerückgängen betroffene Verwertungsindustrie zur Gegenwehr. Dabei wurden verschiedene Strategien verfolgt, das Urheberrecht selbst zu stärken und die Möglichkeiten seiner juristischen Durchsetzung zu forcieren. Hinzu kamen Initiativen, die vor allem darauf abzielten, das klassische Modell des Verkaufs physischer Datenträger durch Kopierschutzmechanismen abzusichern. Begleitet

wurde dies von einer Reihe öffentlicher Kampagnen, in deren Zentrum die Kritik an verschiedenen Formen der Online-Piraterie stand (Quack/Dobusch 2012:284ff).

Eine entscheidende Zuspitzung fand dieser Konflikt in Schweden, wo sowohl die gesellschaftliche Verbreitung des Internets als auch die Praxis des Filesharings besonders weit verbreitet war. Die Szene der schwedischen Filesharer nahm die Aktivitäten der von verschiedenen großen Medienkonzernen gegründeten Lobbyorganisation „Anti-Piratenbüro" zum Anlass, sich selbst ebenfalls lose zu vernetzen. Dabei übernahmen sie die eigentlich stigmatisierend gemeinte Bezeichnung der Piraterie und deuteten diese um, als sie 2003 das sogenannte „Piratenbüro" gründeten. Daraus entstand 2006 die schwedische Piratenpartei. Diese profitierte in ihrer Gründungsphase von der überaus aufgeregten Diskussion um das Verfahren gegen die Filesharing-Plattform „The Pirate Bay". Parteigründer Rick Falkvinge erhob diese Auseinandersetzung zu einem Kulturkampf zwischen digital aktiven Anwendern und prädigital handelnden Politikern (vgl. Bartels 2009:31ff) und interpretierte sie als Ausdruck der tiefgreifenden Wandlungsprozesse der Informationsgesellschaft. Vor diesem Hintergrund erinnert die Namenswahl der Piratenpartei einerseits an das im Kontext sozialer Bewegungen anzutreffende Phänomen einer Übernahme, Aneignung und Umdeutung von äußerlich zugeschriebenen pejorativen Begriffen. Diese findet sich bereits weit vor den Piraten im Bereich der Hackerbewegung, die in Deutschland wesentlich durch die Aktivitäten des Chaos Computer Clubs repräsentiert wird (Dobusch/Gollatz 2012:28ff). Andererseits spiegelt sich darin der in der Internetkultur verbreitete offensiv ironische Umgang mit den Widersprüchen der Urheberrechtsproblematik wider. Allen staatlichen und wirtschaftlichen Einwürfen zum Trotz gilt die Praxis des Datentausches in den Augen vieler Nutzer als sympathisches Kavaliersdelikt.

Als im Jahre 2006 auch die deutsche Piratenpartei gegründet wurde, war das Piratenlabel jedoch keineswegs unumstritten, befürchtete man doch, als nicht ernst zu nehmende Spaßpartei abgestempelt zu werden. Tatsächlich kostete es die Piraten in ihrer Frühphase einige Mühen, die Bedeutung ihres Parteinamens zu vermitteln. Beachtung fanden die Piraten bis 2009 jedoch wenig. Im Juni dieses Jahres gelang den schwedischen Piraten der Einzug in das Europaparlament. In Deutschland versuchte die damalige Regierungskoalition, kinderpornographische Seiten im Internet mit einer Sperre zu bekämpfen. Den Gegnern der Netzsperren, zu deren parteipolitischen Repräsentanten die Piraten aufstiegen, ging es damals mitnichten um die Legalisierung von Kinderpornographie, sondern sie führten einige grundlegende technische, netzpolitische und bürgerrechtliche Aspekte ins Feld. Die Protestenergien dieser im Internet entstandenen Bewegung bescherten der Piratenpartei ein enormes Mitgliederwachstum sowie ein beachtliches Wahlergebnis von zwei Prozent bei der folgenden Bundestagswahl.

Bereits zu diesem Zeitpunkt vollzog sich eine inhaltliche Umorientierung der deutschen Piratenpartei, die anders als ihre schwedische Mutterpartei weniger mit dem Konflikt um das Urheberrecht, als mit einer bürgerrechtlich orientierten Agenda zu reüssieren versuchte. Weil die Netzsperren als Aufhänger für eine fundamentale Kritik an der Innen- und Sicherheitspolitik seit 2001 dienten, galten die Piraten fortan als irgendwie linksliberale Kraft, wenngleich sie unvermindert nur für einen Bruchteil der Bevölkerung wählbar blieb. Während die schwedischen Piraten nach ihrem Erfolg bei der Europawahl wieder in der Versenkung verschwanden, war die deutsche Piratenpartei mit rund 12.000 Mitgliedern bereits zur größten der sonstigen Parteien aufgestiegen. Bei allen folgenden Landtagswahlen erlangte sie konstant um die zwei Prozent der Wählerstimmen.

Im Kontext der Debatten über die Regulation eines zumindest idealtypisch anarchisch organisierten Internets, die potenzielle und reale Gefährdung von Bürgerrechten und den nun eskalierten Konflikt zwischen einer digital sozialisierten Generation mit dem analogen Rest der Gesellschaft war die Piratenmetapher durchaus griffig und anknüpfungsfähig. Sie erlaubte eine generelle Abgrenzung der neuen von den etablierten Parteien des Systems, die Darstellung der eigenen politkulturellen Andersartigkeit und verwies auf ein in der Piratenklientel besonders dominantes Freiheitsstreben.

Piraterie in der Parteifolklore

Die deutsche Piratenpartei wurde im Zuge ihres ersten großen Wachstumsschubs im Jahr 2009 zu einem Sammelbecken zweier sehr unterschiedlicher Interessenlagen. Sie hatte einerseits eine in Teilen durchaus etwas ältere Klientel von Bürgerrechtlern, Netzaktivisten, Hackern und Programmierern erreicht. Andererseits war sie im Laufe der Debatte über eine Regulation der Internetkommunikation für ein jüngeres Publikum attraktiv geworden, das eine hohe alltagsweltliche Affinität zu den Kernpositionen der Piraten aufwies, sich aber ebenso für andere Themen interessierte. Die vielfach postmodern sozialisierten Neumitglieder der Piraten hatten bislang meist kein passendes parteipolitisches Forum gefunden, um ihr diffuses Politikinteresse zum Ausdruck zu bringen. Die wenig ideologisch festgelegten Piraten boten diesbezüglich beste Voraussetzungen, um einem freiheitlich-modernen Lebensgefühl die passende Ausdrucksform zu geben.

Als „Digital Natives" hatten die neuen Piraten zudem kaum Schwie-

rigkeiten, die netzkulturell inspirierte Binnenkultur der einstigen Parteipioniere zu dechiffrieren. Deren bereits entwickelte Parteikultur geht im Kern auf die vielfältigen Sub- und Gegenkulturen des Internets zurück, die sich seit den 1980er Jahren in den Szenen der Hacker, Cracker, Open-Source-Programmierer, Computer- oder Rollenspieler herausgebildet hatten. Diese zeichnen sich durch bestimmte kulturelle Codes aus, ihre Anhänger benutzen beispielsweise bestimmte, oft technische Ausdrücke, operieren mit in der digitalen Welt verwurzelten Symbolen oder pflegen bestimmte Mythen und Erzählungen sowie einen spezifischen Kleidungsstil.

Kulturelle Ausdrucksformen erfüllen für Parteien wichtige Funktionen: Sie machen Mitglieder untereinander erkennbar, stiften Elemente der kollektiven Identität und emotionalen Zugehörigkeit (Siri 2012:148). Die Übereinstimmung bestimmter habitueller Codes ermöglicht dabei nicht nur das aus Milieuzusammenhängen bekannte Phänomen der Wiedererkennung von Gleichgesinnten, sondern verstärkt ebenso das positive Erlebnis, vormals nur aus digitalen Zusammenhängen bekannte Personen tatsächlich einmal kennenzulernen (Hensel 2012:42f). Auf Parteitagen der Piraten sprechen sich Mitglieder noch immer mit ihren in digitalen Kommunikationsnetzwerken verwendeten Pseudonymen an, zeigen zur ironischen Beruhigung des Plenums bestimmte Youtube-Videos oder spielen die Musik bekannter Computerspiele ab. Für Außenstehende wirkt all das zunächst schräg, merkwürdig und verschroben, zugleich bietet es vielen Piraten eine Identifikationsmöglichkeit.

Die anfängliche Integration kultureller Elemente des Herkunftsmilieus ist ein für Parteien typisches Moment. In jedem Falle eröffnet die Landnahme von vorhandenen Symboliken, Traditionen und Ausdrucksweisen eine gesellschaftliche Anschlussfähigkeit an spezifische Milieus. Doch im Laufe von Parteientwicklungen lösen sich derartige kulturelle Elemente oftmals von ihren Wurzeln, verselbstständigen sich und werden im Zuge der Binnenentwicklung von Parteien verändert. Dies gilt auch für die Piraterie-Metaphorik. Diese verfügt ohnehin nur über eine vergleichsweise kurze und wenig profilierte Tradition. Zwar lässt sich die kulturelle Verwurzelung der Piratenpartei in der Netzpiraterie historisch rekonstruieren, zugleich erscheint die Bezugnahme auf sie aber auch ein Stück weit artifiziell. Nur wenige Piraten hätten sich vor ihrer Mitgliedschaft in der Partei selbst inbrünstig als solche verstanden, wohl aber als Gamer, Science-Fiction-Fan oder Hacker beschrieben. Die Metaphorik der Piraterie musste daher von vielen Mitgliedern erst durchdrungen, umgedeutet und gestaltet werden.

Die allgemeinen Formeln, Mythen und Eigenheiten der Piraterie ließen sich dennoch gut kommunizieren, vor allem in Wahlkampfzeiten, in denen die Piraten sich einer offensiven Bildersprache bedienten. Auf Veranstaltungen verkleideten sie sich als Freibeuter, platzierten ihr an eine Seeräuberflagge erinnerndes Parteilogo an den verschiedensten digitalen wie anlogen Orten und schipperten mit Flößen oder Booten über deutsche Gewässer. Die Medien griffen dies vielfach und zum Teil auch begeistert auf, eigneten sich derartige Elemente doch hervorragend zur audiovisuellen Vermittlung. Tatsächlich erschöpften sich die Bezüge auf die Piraterie jedoch mit der Zeit, mithin klaffte die Differenz zwischen den Inhalten der Piratenpartei auf der einen und ihrer plakativen Darstellung auf der anderen Seite immer weiter auf. Bereits Ende 2006 hatten die Piraten den Versuch unternommen, den Begriff der Piraterie zu einer ernsthaften politischen Position umzudeuten. Zeugnis davon sind die Diskussionen über einen sogenannten Piratenkodex, in dessen Zentrum die Werte der Freiheit und Autonomie stehen (Piratenwiki 2006).

Diese Diskussion hätte sicherlich das Potenzial besessen, die lange Zeit gepflegte postideologische Positionierung durch eine grundlegende Orientierung zu ersetzen. Letztlich ließ sich dies jedoch unter dem Druck steigender Erwartungen und Anforderungen im Zuge der Erfolgsphase der deutschen Piratenpartei kaum durchhalten. Zum einen war die fehlende ideengeschichtliche Grundierung der Partei hilfreich, um für neue Wählergruppen attraktiv zu werden. Zum anderen verlangten Medien, politische Konkurrenten und schließlich auch die Wähler einen sukzessiven Anpassungsprozess an die sprachlichen Gepflogenheiten des politischen Systems. Die Metaphorik der Piraterie wirkte vor diesem Hintergrund zumindest in der Außenkommunikation immer weniger sinnvoll. Besser als mit der Piraterie ließ sich im politischen Alltag mit konventionellen Attributen wie links oder sozialliberal oder mit der Emphase für Bildung, Freiheit und soziale Bürgerrechte operieren. Und auch innerparteilich stoßen sich mittlerweile einige Mitglieder an den ausufernden nautischen Sprachbildern und kritisieren Neumitglieder, die mit Kopftuch, Augenklappe oder Stoffpapagei zu Versammlungen erscheinen.

Von der Chance zur Krise

Tatsächlich traf die deutsche Piratenpartei mit ihrem Profil zielgenau den politischen Zeitgeist. In einem urban-alternativen Milieu reüssierte die Partei zunächst, wurde danach aber auch im ruralen Raum zur Projektionsfläche all jener, die mit dem politischen System unzufrieden geworden waren, zugleich aber keiner extremen oder radikalen Flügelpartei zuneigten. Sie bediente die Sehnsucht nach einer klaren, konzisen und überzeugenden Politik, die sozialen Zusammenhang und emphatisches Freiheitsversprechen wieder zusammenbindet, die Sorgen und Nöte großer Teile der Bevölkerung

aufgreift und ihnen damit wieder eine Stimme verschafft. Jedenfalls bestanden die deutschen Piraten nach dem von Zufällen und eigenem Geschick begleiteten Einzug in das Landesparlament der Bundeshauptstadt 2011 auch die folgenden drei Landtagswahlen 2012 mit Bravour.

Doch die Piratenwählerschaft und auch die 20.000 neuen Mitglieder in Deutschland, welche die Piraten in den Jahren 2011 und 2012 neu entdeckt hatten, waren kaum an den alten Kernthemen interessiert, sondern formulierten Hoffnungen verschiedenster thematischer Couleur an die Piraten. Diese jedoch verzichteten dezidiert darauf, ihrer heterogenen Wählerschaft ein in sich schlüssiges politisches Angebot zu unterbreiten. Mehrere Gründe standen einer solchen Politik entgegen und sie ließen sich letztlich auf etwas zurückführen, das man wohl als Folge des politischen Freibeuterwesens bezeichnen kann.

Gerade weil die Piraten wenig von vorgegebenen Regeln halten, Autorität und Hierarchien nicht achten, sind sie fortwährend damit beschäftigt, Regeln zu konstruieren, diese wieder in Frage zu stellen und zu dekonstruieren. Sie sind so ständig damit befasst, über Geschäftsordnungen, Wahlverfahren und sonstige Verfahrensregeln zu streiten. Als Individualisten begehren sie ständig gegen ihr Führungspersonal auf, vertrauen diesem kaum, sondern nutzen jede passende Gelegenheit, es lautstark wie destruktiv zu attackieren und zu Fall zu bringen. Weil sich all das aber nicht auf den Weiten der Meere vollzieht, sondern unter den Augen einer dazu auch noch eingeladenen interessierten Öffentlichkeit, gelangt all der Streit schnell und deutlich nach außen.

Nun liegen die Gründe für diese Leidenschaft für das Anarchisch-Chaotische weniger in der Übernahme der Piratenbegrifflichkeiten, sondern haben ihre Ursachen in der spezifischen Form der Internetkommunikation und in der Entwicklungsweise des Netzes. Wirklich akzeptiert werden nur diejenigen Regeln, die sich aus technischen beziehungsweise im politischen Wettbewerb aus rechtlichen Erfordernissen ergeben. Deswegen sind bestimmte Elemente der Piratenpartei in Deutschland auch ganz konventionell und analog verfasst. Allerdings ist es den Piraten dadurch nicht gelungen, die mit basisdemokratischen Strukturen oft einhergehenden Dynamiken einzuhegen. Stammtische, Arbeitsgruppen sowie thematisch fokussierte Arbeitsgemeinschaften koexistieren und arbeiten dabei gleichermaßen gegen- wie miteinander. Die Strukturen der Piraten binden somit massiv Ressourcen für interne Koordination und fördern parteiinterne Streitigkeiten. Zu einer langfristigen Entwicklung von Inhalten und dem langwierigen Aufbau von politischem Personal sind sie daher kaum in der Lage. Derartige Prozesse wären aber essenziell, um sich im Parteiensystem der Bundesrepublik dauerhaft zu festigen.

Tatsächlich wären die Voraussetzungen dafür sogar recht günstig. Mit über 200 Kommunalmandaten und 45 Landtagsabgeordneten sind die Piraten so erfolgreich wie keine andere genuin neu gegründete deutsche Partei in den letzten 30 Jahren. Neben diesen formalen Ressourcen sind auch die politischen Rahmenbedingungen günstig. Der Freiheitsbegriff ist in der deutschen Politik ein Stück weit verwaist. Zwar führen Bundespräsident und Bundeskanzlerin ihn in orientierenden Reden immer wieder ins Feld und auch die FDP hatte als selbst erklärte Partei der Freiheit 2009 bei der Bundestagswahl den größten Erfolg ihrer Geschichte erzielt. Doch eine stringente und für verschiedene gesellschaftliche Gruppen hin offene Verknüpfung von negativer und positiver Freiheit kann gegenwärtig keine der etablierten deutschen Partei überzeugend darlegen. Vielmehr ist der Freiheitsbegriff überaus eng an die Freiheit der Märkte gekoppelt, die in der scharfen Krise des Kapitalismus eher negative Assoziationen wecken. Die Piraten hätten also mithin durchaus einen Bereich, in dem sie reüssieren könnten.

Doch dafür müssten sie sich an einige Erfordernisse des politischen Systems anpassen. Damit allerdings würden sie ihre bisherige Stärke als alternative Außenseiter des Parteienwettbewerbs aus der Hand geben. Sie waren ja gerade nicht aalglatt, sondern widerständig, womit sie das Freiheitspathos des politischen Protests geweckt haben, was gerade im deutschen Diskurs mit Bezugnahmen auf die 68er-Bewegung nach wie vor anknüpfungsfähig ist. Allerdings sind die Piraten überaus schnell im politischen System angekommen und tragen dort politische Graben- und Richtungskämpfe aus, ohne dass inhaltlich-ideologische Frontlinien sicht- oder lösbar würden.

Die Debatten zwischen jenen, die ein umfangreiches Vollprogramm verfechten und jenen, die nur Kernforderungen besetzen wollen, der Streit zwischen Befürwortern und Gegnern bedingungsloser Grundeinkommen und schließlich die fortgesetzte Kontroverse über die Benutzung von Onlinetools zur verbindlichen Meinungsbildung sind jedenfalls nicht geeignet, ein Äquivalent zu den Sinn und Orientierung stiftenden Debatten in anderen Parteiwerdungsprozessen zu liefern. Der Revisionismusstreit in der SPD, die Fundi-Realo-Kontroverse bei den Grünen oder die Integration von Protestanten und Katholiken in die Volksparteien CDU und CSU waren in der Sache wesentlich härter, schärfer, politisierter und zugespitzter. Doch anders als bei den Piraten waren diese Debatten stark auf die Strategiebildung und die externe Wirksamkeit der Parteien gerichtet. Bei den Piraten ist das Gegenteil der Fall. Es geht letztlich nicht um das Verhältnis nach Außen, sondern um die Arbeit im Inneren. Das führt dazu, dass die Piraten höchstens dann handlungsfähig sind, wenn sich ihnen ein passender poli-

tischer Gegner, eine anknüpfungsfähige politische Debatte oder Kontroverse aus der Gesellschaft aufdrängen, wenn ein Wahlkampf zu organisieren ist oder wenn der politische Gegner sichtbare Schwächen zeigt. Der Alltag des politischen Geschäfts mit seinen zahlreichen Petitessen in Kommunal-, Landes- oder Bundespolitik bietet derartige Gelegenheit aber selten und verlangt vielmehr ein Vertrauen und eine Verschwiegenheit, die im schroffen Gegensatz zu den Forderungen der Piratenpartei stehen.

LITERATUR

H. BARTELS, Die Piratenpartei. Entstehung, Forderungen und Perspektiven der Bewegung. Reihe Netzbürger 1, Berlin 2009.

M. CASTELLS, Die Internet-Galaxie. Internet, Wirtschaft und Gesellschaft, Wiesbaden 2005.

L. DOBUSCH/K. GOLLATZ, Piraten zwischen transnationaler Bewegung und lokalem Phänomen. In: C. BIEBER/C. LEGGEWIE (Hrsg.), Unter Piraten. Erkundungen in einer neuen politischen Arena. Bielefeld 2012, S. 25–40.

B. GÜNTHER, Piraten. In: A. MEDOSCH/J. RÖTTGERS (Hrsg.), Netzpiraten. Die Kultur des elektronischen Verbrechens. Hannover [1]2001, S. 11–33.

A. HENSEL, Das Milieu der Piraten. Erben der Internetkultur. In: C. BIEBER/C. LEGGEWIE (Hrsg.), Unter Piraten. Erkundungen in einer neuen politischen Arena. Bielefeld 2012, S. 41–51.

A. HENSEL/S. KLECHA/F. WALTER, Meuterei auf der Deutschland. Ziele und Chancen der Piratenpartei, Berlin 2012.

P. HIMANEN (Hrsg.), Die Hacker-Ethik und der Geist des Informations-Zeitalters, München [1]2001.

M. MERTENS, Kaffeekochen für Millionen. Die spektakulärsten Ereignisse im World Wide Web, Frankfurt am Main 2006.

PIRATENWIKI, Kodex. In: piratenpartei.de, 2006. URL: http://wiki.piratenpartei.de/Kodex [04.06.2013].

S. QUACK/L. DOBUSCH, Organisation und strategisches Framing privater Regulierung: Urheberrecht zwischen Kreativität und Verwertung. In: J. HOFMANN/A. BUSCH, (Hrsg.), Politik und die Regulierung von Information. Baden-Baden 2012, S. 273–319.

J. SIRI, Parteien. Zur Soziologie einer politischen Form. Wiesbaden, [1]2012.

C. STÖCKER, Nerd Attack! Eine Geschichte der digitalen Welt vom C64 bis zu Twitter und Facebook, München, Hamburg [1]2011.

Eugen Pfister

Piraten-Pop-Kultur

Wandel und Bedeutung eines kulturellen Piratenbildes

Im Sommer 2007 verlautbarte eine von vielen amerikanischen Newssites übernommene Meldung der Associated Press den Siegeszug der Marke „Pirat" durch unsere Populärkultur (z. B. „Arrrr! Pirates invading pop culture" http://www.nbcnews.com/ id/18741998/ns/business-us_business/t/arrrr-pirates-invading-pop-culture/#.Ucfr9Ts2Jgx [28.06.2013]). Darin stand zu lesen, dass Piraten und ihre Symbole im Zuge des Erfolgs der ersten drei „Fluch der Karibik" Filme (2003–2007) und dem damit einhergehenden Merchandising auch außerhalb der Kinos wieder vermehrt in Erscheinung traten. Insbesondere der ikonische und untrennbar mit Piraten in Verbindung gebrachte „Jolly Roger" – ein Totenschädel über gekreuzten Knochen auf schwarzem Grund, einst universales Symbol für Gefahr und Tod – wurde nun scheinbar zu einer Marke sowie einem Merchandising-Produkt und blieb nicht länger den Motorradgangs und selbsternannten „bösen Buben" am Rande der Gesellschaft vorbehalten. Vor allem die Spielzeugindustrie machte sich die wieder in Mode gekommenen Piraten zu eigen.

Glaubt man der AP-Meldung, dann hat der heutige Piraten-„Kitsch" nur mehr wenig mit den gefährlichen Piratenkapitänen zu tun, wie wir sie zu kennen meinen, und das zeitgenössische Piratenbild scheint demnach den Bezug zu seinem historischen Ursprung verloren zu haben. Neben Käpt'n Sharky Figuren und Piraten-Hello-Kitty Stickern zeigen uns aber die vier rezenten *Fluch der Karibik*-Filme (2003–2011) und insbesondere Piraten-Videospiele wie „Assassins Creed IV" (2013), „Port Royale 2" (2012) und „Risen 2" (2012), die sich dezidiert an ein älteres Publikum richten, ein erfolgreiches „erwachsenes" Piratenbild, das weiterhin das Publikum vor allem mit seiner Mischung aus Folter, Entsetzen und Tod auf der einen Seite und Freiheit, Erotik und Abenteuer auf der anderen Seite zu unterhalten weiß und dabei auf eine lange Tradition von Piratengeschichten in Literatur, Malerei und Film zurückgreift. Piraten verkörpern wie sonst nur wenige andere kulturelle Stereotypen so vollständig die Rolle des Rebellen. Gerade dieses „anarchische" Element macht ohne Zweifel die Attraktivität des Piratenbildes aus. Aber handelt es sich hierbei auch um eine historisch „realistischere" Darstellung der Piraten als es beispielsweise die Kinderspielzeugindustrie konstruiert? Im Folgenden werde ich der Frage nachgehen, ob das Piratenbild in unserer (Populär-)Kultur im Laufe der Jahrhunderte einen qualitativen Wandel durchlaufen hat. Zu diesem Zwecke werde ich einen kurzen historischen Überblick über die Entwicklung des Piratenbildes in Literatur, Film und schließlich in Computerspielen anbieten, um eventuelle Kontinuitäten und Brüche aufzuzeigen.

Das stereotype Piratenbild – also der bärtige Pirat mit Augenklappe, Hakenhand, Papagei und Totenkopfflagge – bezieht sich zu großen Teilen auf die Piraten und Bukaniere der Karibik des 17. und 18. Jahrhunderts. Viele der bekannten Piraten-Attribute, wie wir sie aus Büchern, Filmen und Videospielen kennen, sind dabei anachronistisch beziehungsweise ahistorisch: Es fängt damit an, dass meist nachträglich willkürlich Aspekte verschiedener historischer Zeitabschnitte miteinander vermischt wurden, insbesondere die französischen, britischen und niederländischen Bukaniere des 17. Jahrhunderts mit den staatenlosen Piraten des 18. Jahrhunderts. Weder Plankengang noch vergrabene Piratenschätze – beide scheinbar unverzichtbar für einen Piratenfilm – waren typisch für karibische Piraten. Zugleich war es Romanautoren, Drehbuchschreibern und Spieledesignern stets ein Anliegen, möglichst viele realistische Aspekte einzubauen. Zu diesem Zweck recherchierten sie in den neuesten historischen Überblickswerken oder in Piratenchroniken, was dazu führte, dass sich viele der exotischeren Aspekte des Piratenbildes durchaus auf historische Vorlagen beziehen. So umgaben sich Piraten und Bukaniere, ebenso wie Seefahrer ganz allgemein, gerne mit exotischen Tieren wie Papageien und kleinen Affen. Sie fielen, vor allem im Vergleich zur Handels- und Kriegsmarine, durch ihre extravagante Kleidung auf, die sich meist aus unterschiedlichen Beutestücken zusammensetzte. Auch den in Filmen oft beschworenen Piratenkodex gab es, beispielsweise in Form eines Vertrages, den Bartholomew Roberts mit seiner Mannschaft unterzeichnet hatte. Es fällt also nicht leicht, „Wahres" von „Erfundenem" zu trennen. Zugleich ist es aber auch nicht Aufgabe von HistorikerInnen, das Piratenbild in unserer Gesellschaft auf seine Akkuratesse zu überprüfen. Vielmehr muss dieses „Geschichtsbild" als kulturelles Artefakt an sich untersucht werden. Für die historischen Kulturwissenschaften sind dementsprechend gerade ahistorische Abweichungen von Interesse und zwar als Spiegel für die Gesellschaft, die diese Bilder hervorgebracht hat. Es ist ihre Funktion als Wunschbild und als Projektionsfläche, die uns hier vorrangig beschäftigt.

Freibeuter wurden nämlich schon zu ihren Lebzeiten inszeniert und in den Dienst der Propaganda gestellt. Während die englische Königin Elisabeth I. (reg. 1558–1603) noch zu Lebzeiten des berühmten Freibeuters Francis Drake seine Galeone ausstellen und Gedenk-Medaillen gießen ließ, entstanden zur selben Zeit in Spanien Gruselmärchen und Balladen über den ketzerischen und grausamen „El Draque". Hier zeigt sich bereits, dass die Darstellung von Freibeutern häufig einen politischen oder gesellschaftlichen Hintergrund hatte. An der kulturellen Verarbeitung der Figur Francis Drakes zeigt sich das besonders schön, da er 1940 in Michael Curtiz „Herr der Sieben Meere" (OT: The Sea Hawk, US 1940) erneut politisiert wurde – und zwar als Metapher für den britischen Widerstand gegen Nazi-Deutschland.

Der heldenhafte Freibeuter…

Seinen Ursprung nahm das Piratenbild in unserer Kultur bereits in der Antike. So begegnen wir beispielsweise in der Vita Julius Cäsars einem Piratenüberfall. In den biographischen Beobachtungen Suetons und Plutarchs bekam ein auf tatsächlichen Gegebenheiten basierender Zwischenfall – Cäsar war in der Ägäis von kilikischen Piraten gefangen genommen worden – eine literarische Aufwertung. Bei William Shakespeare finden sie öfters Erwähnung und spielen in Hamlet (1603) als auslösender Moment des Dramas eine wichtige Rolle. Hier wurde der namengebende dänische Prinz gleich zu Anfang von Piraten gefangen genommen und an der dänischen Küste ausgesetzt, was die Tragödie erst ins Rollen brachte.

Neben dem klassischen Bild des Piraten als Antagonisten, war aber bereits in der Antike auch ein „positives" Piratenbild verbreitet, das sich unter anderem bei Homer findet. So schien für die griechische Oberschicht eine Lebensphase der Bewährung zu existieren, in der maritime Raubfahrten unternommen wurden. (Bohn 2011:16) Im 17. Jahrhundert, also ungefähr zur gleichen Zeit, als Bukaniere und Freibeuter der Karibik dank einiger sehr populärer Reiseberichte in den nordwesteuropäischen Staaten zu einem kulturellen Phänomen wurden, trat die Darstellung des heroischen Piraten auch dort in Erscheinung. In der Komödie „Le Prince Corsaire" (1662) von Paul Scarron wurde ein Pirat beziehungsweise Korsar zum ersten Mal zu einem literarischen Protagonisten. Naturgemäß konnte es sich aber bei dem Helden nicht um einen Seefahrer von niedriger Herkunft handeln, der die Schiffe anderer Nationen überfiel. Es musste schon ein Prinz sein, der durch widrige Umstände dazu gezwungen wurde, auf absehbare Zeit ein Leben als Korsar zu führen. Hier begegnen wir einem zentralen Topos der Piratenromantik, dem wir in unveränderter Form über die nächsten Jahrhunderte in Romanen, Filmen und auch Computerspielen immer wieder begegnen werden. Die schematische Handlung lässt sich einfach zusammenzufassen: Ein junger Adeliger oder zumindest ein gebildeter Bürger gehobenen Standes wird zu Unrecht, meist durch Verrat, dazu gezwungen, seiner Gesellschaft und Rechtsordnung den Rücken zuzukehren. Er entscheidet sich fortan zu einem Leben als Pirat. Aufgrund seines Standes oder aber seiner Bildung ist es ihm ein Leichtes, schnell zum Anführer einer Piratenmannschaft aufzusteigen. Aus demselben Grund kann er sich ebenso schnell unter den anderen Piraten einen Namen machen und ist weithin bekannt/gefürchtet. Auch wenn er ein Leben als Gesetzloser führt, so handelt er doch weiterhin nach seinen hohen moralischen Standpunkten und zwingt auch seine Mannschaft zur Einhaltung eines Verhaltenskodex, vor allem im Umgang mit gefangenen Frauen. Nur so wird es ihm schließlich am Ende der Handlung möglich, sich wieder zu rehabilitieren. Er tritt wieder in den Dienst seines Königs / seiner Königin und erfährt meist einen sozialen Aufstieg. Natürlich entspricht eine solch romantisierende Geschichte nicht den Realitäten des tatsächlichen Piratenlebens. Zugleich gab es aber doch auch mehrere bekannte Fälle adeliger Piraten, um die Geschichte zumindest teilweise plausibel zu halten. So organisierten im 16. Jahrhundert kleinadelige Familien aus der Gascogne mehrere Überfälle auf karibische Häfen, während im 17. Jahrhundert beispielsweise der groß angelegte Überfall auf Cartagena von Baron de Pointis angeführt wurde. Und auch wenn das tatsächliche Leben an Bord mit seinen Gefahren und Entbehrungen wenig mit dem Leben der romantischen Theater- und Romanhelden gemeinsam hatte, brachte der Erfolg einzelner Reiseberichte eine große Popularität von Freibeutergeschichten mit sich.

„Der von der Kommandobrücke Abgestiegene schritt auf sie zu. Die Hand hatte er auf dem Kolben der ihm am Gürtel hängenden Pistole. Er war ganz schwarz gekleidet und von einer Eleganz, die man bei den Flibustiern des Golfs von Mexiko sonst nicht fand, Letztere begnügten sich gewöhnlich mit Hemd und Hose und kümmerten sich mehr um ihre Waffen als um ihre Gewänder.
Der Kapitän trug einen Kasack aus schwarzer Seide, mit Spitzen von derselben Farbe. Die auch aus schwarzer Seide bestehenden Beinkleider wurden durch eine breite, mit Fransen versehene Schärpe zusammengehalten. Hohe Stulpenstiefel und ein großer Schlapphut aus Filz, von dem eine lange, schwarze Feder bis auf die Schulter niederhing, vervollständigten seinen Anzug.
Auch das Äußere des Mannes hatte etwas von ernster Trauer an sich. Das marmorbleiche Gesicht stach seltsam ab von den schwarzen Spitzen des Kragens und der breiten Hutkrempe. Sein kurzer, schwarzer Bart war etwas gelockt und wie ein Christusbart geschnitten."

(Emilio Salgari, Der Schwarze Korsar: urheberrechtsfreie Ausgabe/Kindle)

Zwei Jahrhunderte später hielt sich auch die neu aufkommende Piratennarration weiterhin an das bekannte Schema, so zum Beispiel zwei Jahrhunderte später in Emilio Salgaris Piratenroman „Der Schwarze Korsar“ (Il Corsaro Nero, 1898): Bei dem Titelhelden Emilio di Roccabruna, Herr von Valpenta und Ventimiglia, handelt es sich um den eponymen fiktiven schwarzen Korsaren, der im 17. Jahrhundert die Karibik unsicher macht. Aus seiner Vorgeschichte geht hervor, dass der junge Adelige durch Verrat dazu gezwungen wurde, aus Europa zu fliehen, um nun gemeinsam mit seinen drei Brüdern in der Neuen Welt Rache am Verräter zu üben. Einem ähnlichen – wenn nicht demselben – Narrativ begegnen wir knapp zwanzig Jahre später in den Romanen Rafael Sabatinis insbesondere in „Der Seehabicht“ (The Seahawk, 1915) und „Peter Bluts Odysee“ (Captain Blood, 1921).

Mit dem Aufkommen neuer audiovisueller Massenmedien wurde das bekannte Piratenbild auch im Film aufgenommen. Etwa zeitgleich mit Rafael Sabatinis Romanen hatte 1926 Douglas Fairbanks Sr. mit dem Stummfilm „Der schwarze Pirat“ (OT: The Black Pirate, US 1926) einen ersten erfolgreichen Piratenfilm auf die Leinwand gebracht und zugleich das Piratenbild im Film für das folgende Jahrhundert geprägt. Der Film wurde zwar für seine oberflächliche Handlung kritisiert – es handelte sich um ein Abziehbild des oben dargestellten Narrationsschemas – zugleich aber für seine „Bildgewalt“ gelobt und prägte spätere Piratenfilme: Eröffnet wurde der Film beispielsweise mit einer Detailaufnahme der wehenden Totenkopfflagge, gefolgt von Aufnahmen des (bösen) Piratenkapitäns mit einem Dolch zwischen seinen Zähnen. Weiters folgten Bilder einer einsamen Insel und eines vergrabenen Schatzes.

Zu etwa derselben Zeit kam es auch zu ersten Stummfilm-Adaptionen von Sabatinis Romanen. Wirklich erfolgreich wurden aber erst jene Verfilmungen, die im Rahmen der Zusammenarbeit von Regisseur Michael Curtiz (geb. Manó Kertész Kaminer) mit dem Komponisten Erich Wolfgang Korngold und dem Schauspieler Errol Flynn entstanden. Für Jahrzehnte sollte das Piratenbild in den Köpfen der ZuschauerInnen untrennbar mit der Person jenes jungen athletischen Schauspielers verbunden werden. Dabei hatte Flynn in nur zwei Piratenfilmen mitgespielt, nämlich in „Unter der Piratenflagge“ (OT: Captain Blood, US 1935) und in „Herr der Sieben Meere“ (OT: The Sea Hawk, US 1940). Der Erfolg von „Unter der Piratenflagge“ hatte den eingangs unbekannten australischen Schauspieler über Nacht zum Star gemacht. Wie nur Fairbanks Sr. vor ihm, verkörperte Flynn das Ideal des spitzbübischen Helden: unbeschwert, freiheitsliebend und zugleich aber immer auch ehrenhaft. Wichtig für das Piratenbild war weiterhin, dass der „edle Pirat“ sich im Gegensatz zu seinem Widersacher fest an einen eigenen Ehrenkodex hielt. Dieses Festhalten an Gesetz und Moral erlaubte es ihm am Ende auch, sich im Gegensatz zu seinen Widersachern als Held zu profilieren – die Gouverneurstochter wurde gerettet, die Kolonisten beschützt und einer Eingliederung in die Gesellschaft durch Heirat mit der Gouverneurstochter, einer Beförderung oder einer Erhebung in den Adelsstand stand nun nichts mehr im Wege. So auch in „Unter der Piratenflagge“: Dem jungen Arzt Peter Blood, zu Unrecht zur Sklaverei in der Karibik verurteilt, gelingt gemeinsam mit einer Hand voll Leidensgenossen die Flucht. Ohne Möglichkeit nach England zurückzukehren, entschließen sie sich zum Leben als Piraten. Im Gegensatz zum amoralischen – französischen – Piraten Le Vasseur folgt Captain Blood aber einem strikten Ehrenkodex. Da dieser es nicht zulässt, Hand an eine Gefangene zu legen, kommt es zum offenen Konflikt mit seinem ehemaligen französischen Partner, den er im Duell besiegt. Gemeinsam mit seiner Mannschaft rettet er das britische Port Royale vor einem französischen Überfall und so gelingt auch schlussendlich die Aussöhnung zwischen dem Piraten und der Staatsgewalt.

Dieser erlösende Moment, die Wiedergutmachung und erneute Eingliederung in die Gesellschaft, ist neben dem Reiz des Rebellischen

Abb. 1: Publicity still (Setaufnahme) aus „Der Schwarze Pirat“ (US 1926)

im Grunde das zentrale Motiv des Piratengenres. Piratengeschichten gewährten dem Publikum für kurze Zeit Urlaub von seinen kulturellen und sozialen Zwängen. Sie erfüllten – und erfüllen weiterhin – vielschichtige Sehnsüchte des Publikums: nach Abenteuer, nach Exotik, vor allem aber nach Freiheit. Denn als rechtsfreie Personen waren Piraten – und nur sie – im wahrsten Sinne des Wortes frei. Bezeichnend ist aber, dass das Genre des Piratendramas/-romans/-films genau dann populär wurde, als ein vermehrter Eingriff der neuzeitlichen Staaten in das Privatleben der Einzelnen zu spüren war. Gerhard Oestreich, Michel Foucault und Max Weber untersuchten jeweils diesen Prozess und begriffen ihn als Sozialdisziplinierung beziehungsweise Rationalisierung. (Pfister 2012:266) Hier boten Abenteuer- und insbesondere Piratenerzählungen einen dankbaren Fluchtort. Das moralische Dilemma der Helden, also deren innere Zerrissenheit zwischen einem Bedürfnis nach individueller Freiheit und Reichtum auf der einen Seite und moralischen Skrupeln über die begangenen kriminellen Taten auf der anderen erleichterten den LeserInnen und SeherInnen die Identifikation. Deshalb wäre es ein Fehler, das Piratenbild auf sein „anarchisches“ Element zu beschränken. Denn statt das gesellschaftliche System in Frage zu stellen, funktionierte das Genre vielmehr systemerhaltend. Das zeigt sich in einigen zentralen Aspekten des Piratenbildes: In der Logik der Erzählung wurde der „ehrenwerte“ Pirat in der Auflösung des Spannungsbogens mit der Wiedereingliederung in die Gesellschaft belohnt. Der Rebell erwies der Gesellschaft einen Dienst und beendete damit zugleich sein Leben als Gesetzloser. Zugleich war die grenzenlose Freiheit der Freibeuter in gewisser Weise eine Illusion. Piratennarrative zeichnen sich stets durch gewisse Einschränkungen aus: Zum einen hatten sich die Helden nie wirklich freiwillig zu einem Leben als Piraten entschieden. Meist waren sie – zu Unrecht – von der Gesellschaft verstoßen worden. Der heldenhafte Pirat zeichnet sich außerdem dadurch aus, dass er sich auch weiterhin an einen (ungeschriebenen) Ehrenkodex hält. Sowohl der unfreiwillige Einstieg in die Piraterie als auch der persönliche Ehrenkodex ermöglichen ihm zu guter Letzt aber die Rückkehr zu Recht und Ordnung. Das Leben als „freier“ Pirat bleibt eben Episode. Damit aber diese systemerhaltende Aussage auch als solche funktioniert, bedarf es neben dem Vorbild des ehrenhaften Freibeuters auch des Gegenbilds des ruchlosen Piraten.

Abb. 2: Alexandre Olivier Exquemelin, De Americanische Zee-Roovers, Amsterdam 1678.

… und der ruchlose Pirat

Der grausame Pirat als Gegenspieler war als negative Identifikationsfigur ebenso eindeutig stereotypisiert wie die positive Figur des Helden und bildete sozusagen dessen spiegelverkehrtes Gegenüber. Er hielt sich an keinen Ehrenkodex und im Grunde an gar keine Regeln, was ihn unvorhersehbar und gefährlich machte. Er hatte sich aus freien Stücken zu einem Leben als Krimineller entschieden. Er verging sich ebenso an Gefangenen wie auch an seinen Verbündeten, wenn es ihm in den Sinn kam.

Genauso wie historische Vorbilder aus Reiseberichten französischer und britischer Bukaniere Vorlage für das Bild des ehrenhaften Piraten im westeuropäischen Theater sowie der Literatur wurden, konnte sich auch das entsprechende Gegenbild des ehr- und skrupellosen Piraten auf publizierte Tatsachenberichte beziehen. Dabei handelte es sich aber weniger um einzelne Reiseberichte sondern vielmehr um zeitgenössische Piratenchroniken, wie Alexandre Exquemelins „De Americaensche Zee-Rovers“ (1678). Exquemelin war selbst aktiv an den Überfällen der Bukaniere beteiligt gewesen und bezog die meisten seiner Informationen aus erster Hand, was aber nicht bedeutet, dass man die Lebensbeschreibungen alle als genuin betrachten darf. Lange galt Exquemelins Buch vor allem mangels anderer Primärquellen aber als einzige zuverlässige Quelle. Seinen Reiz für ein europäisches Publikum – innerhalb weniger Jahre erschien dieses Werk auf Deutsch, Spanisch, Französisch und Englisch – bezog das Buch zu großen Teilen aus den detailgetreuen Beschreibungen von Gräueltaten und Foltermethoden. So wurde beispielsweise den Grausamkeiten des französischen Buka-

> *„Da zog Lolonois, dem das Leben von zehn oder zwölf Spaniern nichts galt, seinen Säbel und zerstückelte vor allen Augen einen der Gefangenen. Dabei rief er aus, er werde auch mit den anderen so verfahren, wenn sie nicht sprechen wollten."*
> **(Exquemelin 1983:155)**
>
> *„Auch einige unverletzte Spanier hatte er gefangen; als sie seine Frage, ob ihm auf den Weitermarsch noch mehrere Hinterhalte gelegt seien, bejahten, fragte er sie einzeln, ob sie ihm keinen Weg sagen könnten, um den Hindernissen aus dem Weg zu gehen, was diese verneinten. Da schlitzte er einen von ihnen bei lebendigem Leib auf, riß ihm das Herz heraus, biß hinein und warf es einem anderen ins Gesicht mit den Worten: ‚Wenn ihr mir keinen anderen Weg zeigt, geht es euch genauso!'*
> **(Exquemelin 1983:163)**

niers L'Ollonois ein ausführliches Kapitel gewidmet. Noch eindeutiger trat jenes Piratenbild ein Jahrhundert später in „A general History of the Robberies and Murders of the Most Notorious Pirates" (1724) eines gewissen Captain Charles Johnsons auf, der basierend auf Gerichtsakten eine Chronik der bekanntesten Piraten seiner Zeit verfasste. Die Popularität von Darstellungen grausamer Foltermethoden lässt sich vielleicht am besten mithilfe von Jacques Lacans These des „zerstückelten Begehrens" erklären: „Manifeste dieses zerstückelten Begehrens zeigen sich den um den eigenen Körper rankenden Phantasien und Träumen. […] Sie richten sich auf Teilstücke des Körpers in Form losgelöster Glieder, halbierter Leiber oder ausgerissener Organe" (Pagel 1989:28). Durch das voyeuristische Interesse an der Zerstückelung fremder Körper versicherte sich die Leserschaft der Unversehrtheit des eigenen. Auch der unmenschlich brutale Pirat ist ein fixer Bestandteil einer jeden Piratenerzählung. Ob als französischer Capitaine Le Vasseur in „Unter der Piratenflagge" oder als Zombiepirat Hector Barbossa in „Fluch der Karibik", er findet sich ebenso in Romanen, als auch in Filmen und digitalen Spielen wieder.

Das Piratenbild heute

Gerade dieser Widerspruch zwischen heldenhaften nationalen Freibeutern auf der einen Seite und blutrünstigen Piraten auf der anderen machte den Reiz dieses Genres aus und funktionierte in gewisser Weise systemerhaltend. Es ist Widerspruch und Zusammenspiel zugleich. Die beiden gegengleichen Figuren ergänzen und bedingen einander und das abschreckende Beispiel des wirklich freien aber grausamen Piraten machte die eigene Unfreiheit des Publikums wieder erträglich. Eine interessante Umdeutung dieser Funktion findet sich übrigens in der Figur der weiblichen Piratin, die Bestandteil eines leicht unterschiedlichen Narrativs wurde. Inspiriert von der realen Lebensgeschichte Anne Bonneys und Mary Reads, über welche beispielsweise Johnson in seiner Piratenchronik berichtete, konnten sich Piratinnen in Film und Literatur von ihrer untergeordneten Rolle als Frau schon früh emanzipieren. Ob diese Emanzipation gelingt, hing dabei aber vor allem vom Entstehungsjahr ab. In Jacques Tourneurs „Die Piratenkönigin" (OT: Anne of the Indies, US 1951) schlüpfte erstmals eine Frau in die Rolle des Piraten. Anne Providence wurde als junge Waise von dem berüchtigten Piraten Blackbeard väterlich zu einer erfolgreichen Piratin erzogen. Als Blackbeard später von ihrer Liebe zu einem französischen Gefangenen erfuhr, kam es jedoch zum Konflikt zwischen Vater und Tochter. Im Zweikampf mit Blackbeard opfert sich Anne schlussendlich, um ihrem Geliebten das Leben zu retten. Zwar begegnen wir hier erstmals einer starken Frau, die sich in einer männlichen Welt erfolgreich behaupten konnte, aber die Aussage an ein weibliches Publikum blieb in den 1950er Jahren noch: „Karriere (ökonomische Freiheit und Unabhängigkeit) und Liebe lassen sich nicht verbinden" (Zavarsky 2009:221). Während die Piratenkönigin von 1951 noch scheitern musste, war die „Piratenbraut" von 1995 in ihrer Emanzipation erfolgreich (OT: Cutthroat Island, USA 1995). Die von Geena Davis dargestellte Piratin hatte zwar auch mit ihrer Rolle als Frau zu kämpfen, konnte sich aber schlussendlich in ihren Zielen durchsetzen.

Daran anschließend darf man sich die Frage stellen, ob heute das klassische Piratenbild der ehrenhaften Freibeuter und grausamen Piraten sich nicht selbst überlebt hat. Bereits in den 1980er Jahren dekonstruierte Roman Polanksi mit seinem Film „Piraten!" (OT: Pirates, Frankreich und Tunesien 1986) genüsslich alle gängigen Klischees und schuf mit der Figur des Captain Bartholomew Red, gespielt von Walther Matthau, zum ersten Mal einen zutiefst amoralischen Piraten als Helden der Geschichte. In eine ähnliche Kerbe schlug Gore Verbinskis „Fluch der Karibik". Bietet nicht der egoistisch-anarchische Captain Jack Sparrow, verkörpert von Johnny Depp, das exakte Gegenbild des klassischen heldenhaften Freibeuters, wie es vor ihm Douglas Fairbanks Sr. und Errol Flynn verkörpert hatten? Weder scheint die Figur Sparrows zum Leben als Pirat gezwungen worden zu sein, noch bereut sie ihren Lebenswandel. Er handelt meist amoralisch auch gegenüber vermeintlichen Freunden. Doch im Grunde ist Verbinskis Piratenabenteuer weit weniger ein Bruch mit dem klassischen Piratenbild, als es Polanskis Komödie war. Zwar ist Jack Sparrow der „Star" des Films, er ist aber nicht der Held im klassischen Sinn. Der Held der Erzählung ist William Turner, gespielt von Orlando Bloom, der wiederum bei genauerer Betrachtung die meisten Voraussetzungen eines klassischen Freibeuterhelden erfüllt. Er wird durch die Entführung seiner Angebeteten dazu gezwungen, mit Piraten gemeinsame Sache zu machen, und durch die Rettung der Gouver-

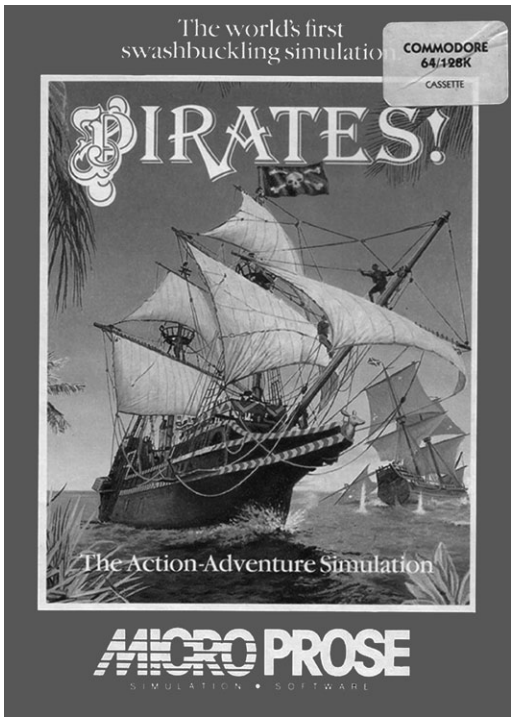


Abb. 3: Handbuch zum Computerspiel Pirates! (MicroProse, C64 1987)

neurstochter kann er sich (scheinbar) auch wieder rehabilitieren.

Auch in Computerspielen finden sich diese Versatzstücke des literarischen Piratenbildes. Wie zuvor in Romanen und Filmen wurde in „Risen 2" der Held zum Leben als Pirat gezwungen und musste sich am Ende der Geschichte durch einen heldenhaften Akt rehabilitieren. Selbst in nicht-linearen Wirtschaftssimulationen wie „Sid Meier's Pirates!" (MicroProse, PC u. a. 1987) finden sich diese narrativen Bausteine. Gerade das Beispiel „Risen 2" zeigt aber auch, dass trotz traditioneller Rollenbilder auch das Piratenbild weiterhin wandelbar ist. Der Held des Spiels muss nach der Überwindung seines Gegners nicht unbedingt in den Schoß der Gesellschaft zurückkehren, sondern entscheidet sich einem Skript folgend dazu, sein Abenteuerleben als Pirat weiterzuführen. Die klassische Narration wird also gebrochen. In einem ersten Augenblick könnte man also meinen, dass das Genre seine systemerhaltende Funktion verloren hat. Zugleich muss aber auffallen, dass sowohl der namenlose Held aus „Risen 2" als auch die Figur Jack Sparrows in „Fluch der Karibik" zwar vom Habitus her Piraten waren, zugleich aber zu keinem einzigen Zeitpunkt der Narration ein Handelsschiff oder eine Siedlung überfallen haben. Zwar verliert das Piratenbild durch die fehlende Wiedereingliederung in die Gesellschaft seine moralische Aussage, zugleich hat es aber durch seinen Verzicht auf Darstellung krimineller Überfälle auch seine Extreme eingebüßt und ist somit um nichts rebellischer oder anarchischer als die vorhergehenden. Piraten stehen in diesem Verständnis für ein begrenztes Maß an Abenteuer und Anarchie. Dabei handelt es sich aber nicht um ein grundsätzlich neues Phänomen, sondern vielmehr um eine Übertragung des Piratenbilds aus Kinderliteratur und Operette. Schon im 19. Jahrhundert gab es vergleichbare Figuren in Captain Hook aus J. M. Barries „Peter Pan" (1902) und Long John Silver aus Robert Louis Stevensons „Schatzinsel" (1883) und den Piraten von Penzance aus der gleichnamigen Operette von Gilbert und Sullivan (1879). In den Filmen des 20. Jahrhunderts waren es dann Kapitän Blackbeard (Käpt'n Blackbeards Spuk-Kaschemme/ OT: Blackbeard's Ghost, US 1968) und Dotterbart (OT: Yellowbeard, GB 1983). Sie wandten sich an ein jüngeres Publikum, erfüllten aber bewusst oder unbewusst dieselbe Funktion: sie schufen die Illusion einer zeitlich begrenzten Flucht vor gesellschaftlichen Zwängen.

LITERATUR

Quellen:

A. O. EXQUEMELIN, Das Piratenbuch von 1678. Die Amerikanischen Seeräuber. Stuttgart 1983.

D. DEFOE [i. e. Captain Johnson], A General History of the Robberies and Murders of the Most Notorious Pirates. New York 1999.

Sekundärliteratur:

R. BOHN, Die Piraten. München 2003.

R. BOHN, Geschichte der Seefahrt. München 2011.

D. CORDINGLY, Under the Black Flag. The Romance and the Reality of Life among the Pirates. San Diego 1997.

P. EARLE, The Pirate Wars, London 2004.

J.-P. MOREAU, Une Histoire des Pirates. Des Mers du Sud à Hollywood. Paris 2006.

G. PAGEL, Jacques Lacan. Zur Einführung, Hamburg 1989.

E. PFISTER, „What did you say your occupation was? – I'm a grog swilling, foul smelling pirate!" Das Piratenbild in ‚alten' und ‚neuen' Medien in: A. OBENAUS/E. PFISTER/B. TREMML (Hg.), Schrecken der Händler und Herrscher – Piratengemeinschaften in der Geschichte. Wien 2012.

I. ZAVARSKY, A Pirate´s Life for Me. Darstellungen von Freiheit und Unabhängigkeit im Piratenfilm im gesellschaftlichen Kontext der 30er bis 50er Jahre, Dissertation Universität Wien, Wien 2009.

Beiträge zur Fachdidaktik 2/2013

Martin Buchsteiner
Martin Nitsche

Störtebeker –

Möglichkeiten binnendifferenzierter De-Konstruktion einer kulturgeschichtlichen Mythenbildung im Unterricht

Jedes Jahr zwischen Ende Juni und Anfang September wiederholt sich allabendlich auf der Bundesstraße 96 in Richtung Ralswiek am nordöstlichen Zipfel der Insel Rügen, der größten deutschen Ostseeinsel, das gleiche Schauspiel: Autokolonnen rollen in den kleinen Ort ein und bilden Staus bei der Suche nach Parkplätzen vor dem Festspielgelände. Was aussieht wie das Szenario im Umfeld eines Rockkonzertes oder Fußballspieles, bewirkt tatsächlich ein Festspiel, das mit dem Namen einer historischen Person verbunden ist, die im Norden Deutschlands mittlerweile so sinnbildlich für Piraten stehen mag, wie international vielleicht die Figur Jack Sparrow aus der Filmreihe „Fluch der Karibik“ (USA u. a. 2003; Regie: Gore Verbinski): gemeint ist Klaus Störtebeker. Ebenso wie im angesprochenen Film, ging es bei den Festspielen jedoch von Anfang an nicht um die (Re-)Konstruktion historischer Wirklichkeit, sondern darum „die dramatische Geschichte eines […] Volkshelden“ zu erzählen. (Gundlach 1984:9f) Dies ist das vielleicht augenfälligste, aber nicht das einzige Beispiel der Popularisierung des Mythos um Klaus Störtebeker. Instrumentalisiert wurde dieser Ende Februar 2013 auch in der politischen Diskussion um die EU-Finanzkrise. Der Kanzlerkandidat der SPD, Peer Steinbrück, kündigte an, Störtebeker nach Zypern schicken zu wollen, sollte das Land seine Probleme mit den Banken nicht geregelt bekommen (vgl. Schlieben/Horeld 2013).

Vor diesem Hintergrund soll gezeigt werden, was über Störtebeker als historische Figur überhaupt bekannt ist, welche historischen Vorstellungen über ihn existieren und welche Chancen sich daraus für das historische Lernen im Geschichtsunterricht ergeben.

Der Mythos – Wahrnehmung und Rezeption

Bereits im 14. Jahrhundert kursierten Berichte über Piraten, in denen sich Fakten und Fiktionen mischten. Den Repräsentanten der Hanse war daran gelegen, die Seeräuber zu dämonisieren. In den Berichten werden sie als Ketzer, Zauberer, Freidenker oder Anhänger der Waldenser beschrieben und damit aus der christlichen Gemeinschaft ausgeschlossen. Eine ähnliche Verallgemeinerung, die darauf abzielt, sie als ehr- und rechtlose Personen darzustellen, findet sich auch in Bezug auf die von den Seeräubern zuvor ausgeübten Berufe bzw. ihren sozialen Stand. Klaus Störtebeker taucht in den Darstellungen namentlich noch nicht auf. Er wird vermutlich erstmals in der Chronik des Lübecker Stadtschreibers Johann Rode (Rufus) aus dem Jahr 1439 erwähnt.

In dieser und anderen Berichten, etwa jenem von Hermann Korner oder des die Detmar-Chronik fortsetzenden Anonymus, gelten die Vitalienbrüder als große Seefahrer und Abenteurer, die nicht nur bis ins Spanische Meer, nach Russland und ins Kaspische Gebirge vordrangen, sondern sogar mehrfach die Welt umrundeten (vgl. Laurent 1847:73ff). Nach dem Ende der jahrzehntelangen Bedrohung wollten die städtischen Chronisten sicher keine Heroisierung der Seeräuber betreiben, sondern vielmehr die Leistung der Hanse hervorheben, diese ‚Teufelskerle' besiegt zu haben. Diese Ansätze finden sich auch in den Darstellungen aus dem 16. Jahrhundert, so z. B. in der Wendischen Geschich-

Quelle 1 (Q 1): Auszug aus der Lübecker Stadtchronik von 1439 über das Ende der Vitalienbrüder

In demselben Jahr [1400 oder 1401] kämpften die Englandfahrer der Stadt Hamburg auf See mit den Seeräubern, die sich Vitalienbrüder nannten, und konnten sie besiegen. Sie töteten ungefähr vierzig von ihnen bei Helgoland und nahmen ungefähr siebzig gefangen. Sie nahmen sie mit nach Hamburg und ließen ihnen allen die Köpfe abhauen. Ihre Köpfe setzten sie auf eine Wiese an der Elbe als Zeichen dafür, dass sie auf dem Meer geraubt hatten. Die Hauptleute dieser Vitalienbrüder hießen Wichmann und Klaus Stortebeker.

Aus: Rufus-Chronik, 2. Teil, in: Die Chronisten der deutschen Städte, Bd. 28: Lübeck, 3 Bd., Leipzig 1902, aus dem Mittelniederdeutschen übersetzt zitiert nach: Geschichte lernen 138 (2010), S. 17.

te des Albert Krantz oder den Hamburger Chroniken, wie der des Adam Tratziger (vgl. Lappenberg 1861).

Ebenfalls seit dem frühen 15. Jahrhundert scheinen sich Volkssagen herausgebildet zu haben, die sich jedoch nicht der ‚ganzen Geschichte' annahmen, sondern einzelne Stationen aus dem Leben Klaus Störtebekers sehr detailreich und in einer großen regionalen Vielfalt beschrieben. Diese Darstellungen charakterisieren Störtebeker als mutig, gerissen, gerecht und solidarisch mit den Ausgeschlossenen der Gesellschaft.

Im 16. Jahrhundert, als die Piraterie erneut zu einem großen Problem wurde, entstanden die meisten Sagen und ein erstes niederdeutsches Lied, das bereits alle Elemente des Mythos enthält, wie er im 20. Jahrhundert entstanden ist, aber – dem Kontext entsprechend – mit einer Lobpreisung Hamburgs und des Sieges der Hanse endet (vgl. Postel 2003:64).

1682 erhielt Klaus Störtebeker schließlich ein Gesicht: Der Kunsthändler David Funck veröffentlichte unter dem Titel „Claus Stürtz den Becher" das Porträt eines bärtigen Mannes, wohl wissend, dass die Radierung von Daniel Hopfer aus dem Jahr 1515 Kunz von der Rosen, den Hofnarren Kaisers Maximilians I. zeigt. Nur wenige Jahre später, 1696, nahm der Lehrer Wolfgang Heinrich

Abb.1: Anonymer Kupferstich nach der Radierung von Daniel Hopfer. Aus: Adelungk 1696:46

Adelungk das Bildnis in seine „Kurze Geschichte der Stadt Hamburg" auf und wertete es als authentisch. Diese Annahme hielt sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Eine weitere Umdeutung von Quellen erfolgte 1701 anlässlich des angeblichen, weil bis heute nicht durch Aktenfunde belegten 300. Todestages Störtebekers. Beim Flugblatt, das die Hinrichtung Störtebekers zeigen sollte, handelte es sich um den seitenverkehrten Druck der Darstellung einer Hinrichtung von Seeräubern aus dem Jahr 1573 (vgl. Postel 2003:69). Daneben erscheinen aber auch erste quellenkritische Bemerkungen, so etwa 1731 in der von Michael Gottlieb Stelzner verfassten Stadtgeschichte Hamburgs.

Mitte des 19. Jahrhunderts begann Karl Vincent Müllenhoff die Mythen zu sammeln. Seinem Ansatz folgten Anfang der 1930er Jahre Alfred Haas und Annelise Blasel. Ebenfalls Mitte des 19. Jahrhunderts wurden erste Versuche unternommen, Mythos und Historie voneinander zu trennen. Hierbei traten die Historiker Johann Carl Mauritz Laurent, Johann Martin Lappenberg, Otto Benek und Karl Koppman hervor. Die Quellenlage ist allerdings nicht besonders gut. 1832 kann Carl Christoph Heinrich Burmeister nachweisen, dass sich ein „Nicolao Stortebeker" 1380 in Wismar aufhielt. Christoph Walther konnte 1878 zeigen, dass der Name Störtebeker durchaus nicht ungewöhnlich war und weniger auf eine Charaktereigenschaft als auf einen Handwerksberuf verweist (vgl. Ehbrecht 2005:37). Bis heute ist es allerdings nicht gelungen, Nachweise zu Geburt, Gefangennahme und Hinrichtung zu finden. Die Identität der Person „Nicolao Stortebeker" mit „Johan Stortebeker" und der ohne Vornamen erwähnten „Storbiker", „Strotbeker" und „Stertebeker" ist ebenfalls nicht gesichert.

Im 19. Jahrhundert finden sich neben den erwähnten Ansätzen aber auch geschichtswissenschaftliche Darstellungen, etwa von Georg Nicolaus Bärmann (1822) oder Johann Gustav Gallios (1861), in denen die chronikalische Überlieferung mit Elementen der Sage angereichert wird. Fortgesetzt wurde auch die künstlerische Bearbeitung des Störtebeker-Stoffes, die wohl 1701 mit einer zweiteiligen Oper „Störtebeker und Gödje Michel" ihren Anfang nahm. 1725 folgte eine weitere Oper: „Die bekannten Seeräuber Claus Störzenbecher, Gädche Michael, Wiegmann und Wiegbold", 1783 dann das Stück „Klaus Storzenbecher". Mit dem Seeräuber setzte sich auch der Dichter Friedrich Gottlieb Klopstock (1777) auseinander. Im 19. Jahrhundert folgten eine weitere Oper, zwei neue Schauspiele und mehrere poetische und prosaische Bearbeitungen; auch Theodor Fontane ließ sich, wie sein Romanfragment „Die Lekedeeler" zeigt, von der Gestalt und den Sagen Störtebekers inspirieren.

Im 20. Jahrhundert bedienten sich die Ideologien des Kommunismus und Nationalsozialismus gleichermaßen der Figur des Klaus Störtebeker. Wilhelm Lobsien (1936) oder Thilo Scheller (1942) zeichneten das Bild des Volkstribuns. Ehm Welk (1926) und Willi Bredel (1968) indes stilisierten Störtebeker als frühen Sozialisten im Kampf gegen die als bürgerlich-kapitalistisch apostrophierte Hanse. Den Höhepunkt erlebte die literarische Rezeption des Störtebeker-Mythos in der DDR 1959, als die von Kurt Barthel geschaffene „Dramatische Ballade Klaus Störtebeker" in der Nähe von Ralswiek auf einer Naturbühne am Ufer des Großen Jasmunder Boddens uraufgeführt wurde. Das durch Hans Anselm Perten in Szene gesetzte Theaterstück wurde bis 1961 jährlich und dann nochmals 1980 und 1981 gezeigt. Seit 1993 finden am gleichen Ort die Störtebeker-Festspiele statt, die über einen Zeitraum von vier bis sechs Jahren verteilt, vom Leben und Sterben des Piraten erzählen.

Das in der Literatur der DDR gezeichnete Bild wirkte auch auf die marxistische Geschichtsschreibung

zurück. Der Greifswalder Historiker Johannes Schildhauer etwa sah mit dem Auftreten Störtebekers einen „Wandel des sozialen Charakters der Seepiraten“ eingeleitet. (Schildhauer 1981:172) In der bundesrepublikanischen Historiographie galt und gilt Störtebeker einerseits als „rechtmäßige[r] Unternehmer im Handelskrieg“ (Benninghoven 1973:47), andererseits als „grausame[r] und habgierige[r] Räuber“. (Hoffmann 1997:69)

Den Störtebeker-Mythos griffen im 20. Jahrhundert auch viele Musiker auf, u. a. die Punkband „Slime“, die Heavy-Metal-Band „Running Wild“, die „Rockband Transit“, die Hip-Hop Gruppe „Fettes Brot“ oder die plattdeutsche Landrock-Band „De Drangdüwels“.

Rund um die vermeintlich 600-jährige Wiederkehr der Hinrichtung Störtebekers entstanden zwei Spielfilme und ein Dokumentarfilm sowie mehrere Comics und Bücher, u. a. jenes des Krimiautors Ronald Gutberlet. Störtebeker galt und gilt noch heute vielen als Identifikationsfigur. Im Stadion des FC St. Pauli weht die Piratenflagge, Rechtsextreme pflegen eine Internetplattform mit dem Namen des Piraten, Motorradclubs nennen sich „Likedeeler“ und Firmen, wie etwa die Stralsunder Brauerei, nutzen Störtebeker als Werbemarke.

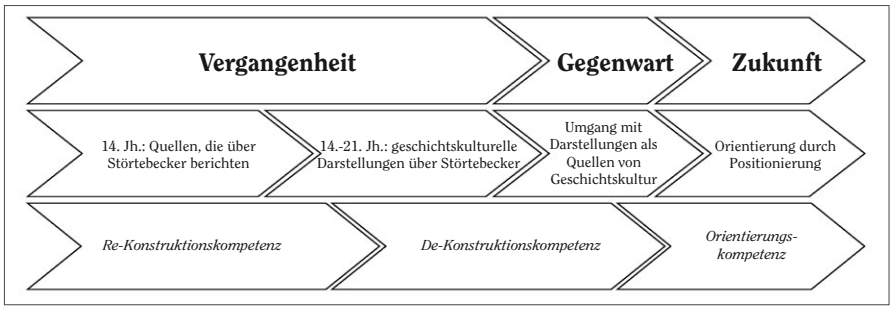
Didaktische Rahmung

Unter Mythos wird hier in Anlehnung an Konrad Fuchs und Heribert Raab eine Erzählung verstanden, die nicht in allen Teilen der historischen Wirklichkeit entspricht. Im Mittelpunkt stehen HeldInnen und HeilbringerInnen, in deren Gestalt und Handeln menschliche Grunderfahrungen und (welt)geschichtliche Ereignisse symbolisch verdichtet werden (vgl. Fuchs/Raab 2002:538). Störtebeker dient als symbolischer Kollektivsingular der Nord- und Ostseepiraten.

Um die regionale Sinnbildung zu entschlüsseln und damit den historischen Kern des Mythos um die historische Person Störtebeker freizulegen, ist die Re-Konstruktion als historische Herangehensweise anhand zeitgenössischer Quellen notwendig. Der geschichtskulturelle Umgang (vgl. Schönemann 2011) und damit die Tradierung des Mythos kann durch die Umkehroperation, die De-Konstruktion von Darstellungen aus nachfolgenden Zeiten, erfasst werden (vgl. Schreiber u. a. 2007). Für die Re-Konstruktion sind wir im Geschichtsunterricht auf Darstellungen von HistorikerInnen und Überreste aus dem Ostseeraum angewiesen. Zur De-Konstruktion eignen sich aus unserer Sicht Denkmäler im engeren Sinne (vgl. Weigand 1999:405), handelt es sich dabei doch um mit einer bewussten Überlieferungsabsicht gestaltete Orte, Räume oder Zeichen, also im Sinne Droysens um Traditionen oder – geschichtsdidaktisch gewendet – Geschichtsdarstellungen der Entstehungszeit, an denen man sich „orientieren kann“. (Borries 2006:97)

Die bewusst gestalteten Denkmäler lassen sich in ihrer Funktion unterscheiden. Während im 19. Jahrhundert in Deutschland zunächst vor allem Nationaldenkmäler wie das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig errichtet wurden, entstanden nach den Kriegen des 20. Jahrhunderts Mahnmale, die „auf das kollektive Erinnern der Überlebenden einer nationalen Katastrophe“ abzielen und „ihre Verbundenheit mit den Opfern zum Ausdruck bringen“ sollen. Daneben sind Denkmäler der Vergewisserung etwa für regionale Herrscher errichtet worden, die ursprünglich gegen das Verblassen des regional-politischen Einflusses standen. (Würfel 2009:5f) Heute unterstützen sie, wie im Falle der Störtebeker-Denkmäler, eher den Aufbau einer historisch abgestützten regionalen Identität bzw. dienen, wie es Hans-Dieter Schmid formuliert, als „Manifestationen der kollektiven Erinnerung in der Öffentlichkeit.“ (Schmid 2009:56)

Will man Denkmäler im Geschichtsunterricht einsetzen, wirkt es unproblematisch, da ihre Gestaltungsabsicht offensichtlich ist und teilweise durch Inschriften offen gelegt scheint. Zudem sind sie als außerschulische Lernorte für LehrerInnen im Wortsinne reizvoll, da sie leicht zugänglich sind und historische Begebenheiten nicht erst mühsam auf dem Papier zu neuem Leben erweckt werden müssen. Allerdings ist bei der Gestaltung „nichts dem Zufall zu überlassen, weder das, was das Denkmal sagt, noch das, was es verschweigt“. Vielmehr müssen sich die SchülerInnen auf die Sprache des Denkmals einlassen, sie lesen lernen, sollen sie nicht von der intendierten Wirkung unbewusst überwältigt werden (vgl. Würfel 2009:7). Daher wird häufig für eine „originale Begegnung“ (Roth 1962:116-126) mit dem Denkmal vor Ort plädiert, da auch der Aufstellungsort zumeist bewusst gewählt wurde. Weiterhin wird betont, dass der Entstehungshintergrund im Sinne eines Fremdverstehens berücksichtigt werden sollte (vgl. u. a. Schneider 2011:190ff). Während letzteres selbstredend notwendig ist, um sich der Denkmalsprache zu nähern, hätte ersteres zur Folge, dass eine große Zahl an Denkmälern für viele Menschen nicht erreichbar wäre und somit als Medium des historischen Lernens verloren ginge. Roths Forderung als „Realbegegnung“ zu verstehen, erscheint zudem als verkürzt. Dabei wird die Aufforderung zum geistigen Durchdenken des Sachverhaltes ausgeblendet. Wir halten es deshalb für vertretbar, mit Fotos von Denkmälern zu arbeiten, wenn sie, etwa von den Blickwinkeln und der Qualität her, geeignet sind, die Sprache der Denkmäler zu entschlüsseln und deren Intention offen zu legen. Freilich sollten Vor-Ort-Begegnungen an anderen Beispielen vertieft werden. Methodisch bietet sich daher ein gemischtes Vorgehen an, das sich aus bereits vorhandenen Überlegungen zum Bildeinsatz (vgl. Krammer 2006)



Kasten 1: Denkbewegung des Vorschlages auf der Zeitachse als historische Kompetenzen ausgewiesen

und zu Denkmälern (vgl. Hoderlein-Rein 1999) ableitet und rezeptionsästhetisch orientiert ist.

Zur De-Konstruktion von Mythen lassen sich auch (zeitgenössische) fiktive Geschichtsdarstellungen, wie etwa Lieder, verwenden, da sie „den Kern der [vergangenen und] heutigen Geschichtskultur ausmachen" (Reeken 2010:69). Anders als bei Denkmälern nehmen Jugendliche fiktive Geschichtsdarstellungen weit häufiger als Angebot wahr, um sich mit Interpretationen der Vergangenheit auseinanderzusetzen, da sie mehr Unterhaltung, Spannung, Erlebnis, Betroffenheit und innere Bereicherung versprechen (vgl. u. a. Borries 1995:104). Zu den fiktiven Geschichtsdarstellungen gehören historische Filme, zu denen schon Unterrichtsvorschläge vorliegen (vgl. u. a. Schreiber/Wenzel 2006) und populäre Lieder, die Vergangenes thematisieren. Sie zählen zu den besonders affektanregenden Medien, die eine hochgradig suggestive Wirkung entfalten können, sich allerdings auch durch ihre zeitliche Flüchtigkeit auszeichnen (vgl. Sauer 2008). Solche Lieder dienen wie Denkmäler der regionalen Selbstverortung, wie an der Verwendung etwa durch Fußballfans erkennbar ist. Dabei werden die emotionalen Verstärkereffekte genutzt, um – teilweise in Abgrenzung von anderen – (historisch) identitätsbildend zu wirken. Einige DidaktikerInnen haben sich in der Vergangenheit „über den historischen Dilettantismus" (Rohlfes 2005:348) solch fiktiver Geschichtserzählungen mokiert. Andere treten für die Einbettung in den Geschichtsunterricht durch kreatives Schreiben ein, um bei den SchülerInnen sowohl die Imagination als auch das historische Erzählen anzuregen (vgl. Memminger 2007:44ff). Die Autoren dieses Beitrages sehen die Notwendigkeit, fiktive Darstellungen als solche zu thematisieren, um Mythenbildungen zu verflüssigen. Der von Kritikern befürchteten Gefahr einer Emotionalisierung und Identifikation wird ja gerade dadurch entgegengetreten, dass man Erfundenes als solches offen legt. In der Alltäglichkeit, der Popularität und im Unterhaltswert solcher Beispiele liegt die Chance, historisches Denken anzubahnen, das über den Unterricht hinausgeht, da hier an Alltagserfahrungen der SchülerInnen angeknüpft wird. Gelingt ein solcher Transfer, der zu weiterem Nachfragen und -denken über Vergangenes anhand geschichtskultureller und historischer Reize motiviert, entsteht aus Ansätzen historischen Denkens im Unterricht ein historischer Lernprozess im Wortsinne, der sich durch einen Zuwachs an historischen Kompetenzen auszeichnet (vgl. Rüsen 1994:68ff).

Mit dem Vorschlag (Kasten 1) werden zwei historische Kernkompetenzen gefördert: die Re-Konstruktionskompetenz, indem sich die SchülerInnen anhand von Quellen und Darstellungen (Q 1 / Q 2/ Kasten 2 / Kasten 3) an die Zeit Störtebekers annähern und die De-Konstruktionskompetenz, indem sie vorliegende geschichtskulturelle Narrationen (D 1 / D 2) auf ihre Bestandteile hin hinterfragen. Historisches Lernen wird idealtypisch jedoch erst vollendet, wenn es den SchülerInnen gelingt, die tradierten Erzählungen zu entschlüsseln, sie mit Blick auf die Gegenwart und Zukunft kritisch zu bewerten (vgl. Rüsen 1997:61) und so Orientierungskompetenz (vgl. Borries 2006:109f) oder im Sinne Jeismanns eine eigenständige Sach- und Werturteilsbildung zu entwickeln (vgl. Jeismann 2000:64). Aus diesem Grunde ist neben der fachlichen und narrativen auch die normative Triftigkeitsprüfung vorgesehen.

Methodische Umsetzungsmöglichkeiten im Geschichtsunterricht

Das vorgestellte Unterrichtsmodell ist für alle Jahrgänge ab der 5./6. Schulstufe geeignet, in der Piraterie, deren geschichtskulturelle Verarbeitung oder damit zusammenhängende Mythen thematisiert werden. Als Strukturierungsmöglichkeit bietet sich ein Vergleich zwischen Vergangenheit und Gegenwart anhand der angebotenen Quellen und Darstellungen an, sie können jedoch auch eigenständig verwendet werden. Die ausgewählten Medien eignen sich sowohl für den Einstieg, die Erarbeitung als auch für den Transfer. Letzteres ist denkbar, wenn die Lerngruppe anhand der einen Darstellung das Vorgehen erlernt und sie an der zweiten anwenden soll. Zur Entwicklung historischer Fragestellungen sowie deren Problematisierung ist es sinnvoll, eine Darstellung mit einer Quelle oder (Auszügen aus) dem Arbeitswissen zu kontrastieren. Um das Angebot dem Niveau der Lerngruppe anpassen zu können, bietet sich für die De-Konstruktion der Versuch einer Aufgabendifferenzierung an. Als didaktische Abstufungen lassen sich in Anlehnung an die Projektgruppe ‚FUER Geschichtsbewusstsein' idealtypisch ein basales, intermediäres und elaboriertes Niveau unterscheiden (vgl. Krammer 2006:29ff).

- SchülerInnen, die auf basalem Niveau denken, erkennen die Zeitgebundenheit eines Mediums ohne eine genaue chronologische Einordnung vorzunehmen, sie können Schritte der De-Konstruktion imitieren, jedoch nicht auf andere Beispiele transferieren. Hier geht es vordergründig darum, die rezipierende Haltung gegenüber dem Medium zu durchbrechen.
- Auf intermediärem Niveau können die SchülerInnen Medien in den historischen Kontext einordnen, selbstständig anhand von Analyseschemata De-Konstruktionen durchführen und die Grunderkenntnisse auf andere Beispiele übertragen.
- Auf elaboriertem Niveau gelingen Verortungen des Mediums in die sozialen, politischen und kulturellen Strukturen der Zeit. Medienanalysen werden aus eigenem Antrieb, reflektiertem Blickwinkel und mithilfe selbstständig erarbeiteter historischer Fragestellungen durchgeführt. Analyseschemata und Fragen können selbstständig an das mediale Beispiel angepasst und hinterfragt werden.

Mitte des 14. Jahrhunderts hatte sich die Hanse, die 200 Jahre zuvor von Kaufleuten als Schutz- und Handelsbündnis gegründet worden war, zu einer nordeuropäischen Großmacht entwickelt. Ihr politischer und vor allem wirtschaftlicher Aufstieg führte gleichzeitig zu einem Anstieg des Straßen-, Strand- und Seeraubes. Gestohlen wurde zum einen aus purer Gier, zum anderen aus Armut, die nach einer großen Flut im Jahre 1362 in den Gebieten der Friesen herrschte. Diebe und Räuber handelten allerdings auch im Auftrag politischer Herren, wie des Erzbischofs von Bremen oder der zwischen Weser und Ems um die Vorherrschaft ringenden Fürsten. Die mecklenburgischen Herzöge bedienten sich ebenfalls der Piraten, um den Streit um die dänische Thronfolge zu ihren Gunsten zu entscheiden. Sie stellten zumeist von Adeligen angeführten Söldnertruppen so genannte „Kaperbriefe" aus, die sie zum Seeraub berechtigten. Die dänische Königin reagierte auf die gleiche Weise und gewann 1388 die Schlacht gegen die mecklenburgischen Herzöge. ‚Ihre' Piraten schlossen sich daraufhin mit anderen Seeräubern zu einer Gemeinschaft zusammen. In den Quellen werden sie – abgeleitet von ihrer im Krieg übernommenen Aufgabe, durch Raubzüge Proviant zu beschaffen – als „Vitalienbrüder" bezeichnet. Es taucht aber auch der Name „Likedeeler" auf, der sich auf die gleichberechtigte Teilung der Beute bezieht. Sie enterten Handelsschiffe, töteten die Mannschaft und nahmen die Kaufleute gefangen, um Lösegeld zu erpressen. In Fässer gepresst, aus denen nur der Kopf durch ein Loch im Deckel herausschaute, wurden sie unter Deck verstaut. Ende des 14. Jahrhunderts hatte die Piraterie ein Ausmaß erreicht, dass sich die Hanse, die bis dato mit Kriegsschiffen ihre Handelswege zu schützen versucht hatte, entschloss, mit den Seeräubern zu verhandeln. 1382 konnte in Lübeck ein erster Frieden zwischen den Kaufleuten und zwei Piratengruppen geschlossen werden. Als die Mecklenburger 1390 zu einem erneuten Krieg gegen die dänische Königin rüsteten, heuerten sie die Vitalienbrüder an und errangen dank deren Hilfe erste größere Erfolge; u. a. besetzten sie die Insel Gotland. Der Tod eines der mecklenburgischen Herzöge beendete 1397 den Krieg. Die Vitalienbrüder indes setzten sich auf Gotland fest. In einem Schreiben von 1405 beklagen Kaufleute mehrere Überfälle, die sich zwischen 1394 und 1399 ereignet hatten. An allen war ein Mann namens „Storbiker", auch „Strotbeker" und „Stertebeker" geschrieben, führend beteiligt. Die Piraten handelten jedoch nicht nur in eigener Sache, sie suchten auch neue Auftraggeber, die sie in den friesischen Häuptlingen, dem Grafen von Oldenburg und Holland aber auch einzelnen Hansestädten, wie Hamburg und Bremen, in denen sie ihr Diebesgut frei verkaufen durften, fanden. Nachgewiesen werden kann u. a. ein Kaperbrief des Grafen von Holland, der 1400 auf einen „Johan Stortebeker" ausgestellt wurde.

Quelle 2 (Q2): Kaperbrief des Grafen Albrecht von Holland:

„Wir, Albrecht, machen allen bekannt, dass wir einen Vertrag geschlossen haben mit Hermann Neune, Johan Stortebeker, Heinrich Code […] wegen ihrer Vitalienbrüder, nämlich 114 Mann, und bestimmen, dass sie in dieser Weise leben sollen: Wir nehmen sie in unsere Freundschaft auf und geben ihren Leuten gutes, freies, beständiges und sicheres Geleit, damit sie ungehindert fahren und gehen und sich in unseren Landen frei bewegen können, wie es ihnen gefällt. Die genannten Vitalienbrüder sollen allen Feind sein, die unsere Feinde sind, nämlich den Ostfriesen von Ostergo und von Westergo bis zur Lauwers, den Groningern, den Hamburgern und den anderen, die jenseits der Lauwers wohnen und gegen die wir mit Recht Fehde führen. Und wenn die genannten […] ein Schiff mit Waren einnehmen und in unser Land bringen, so sollen sie darüber frei verfügen und damit verfahren, wie sie wollen, und dafür unseren Schutz haben, weil sie es von unseren Feinden genommen haben. Sie sollen weder von uns noch von unseren Untertanen verfolgt oder geschädigt werden und sie sollen das Meer frei befahren. […] Um der Sicherheit der Meere willen haben wir unseren Getreuen […] befohlen, dass sie diese Urkunde gemeinsam mit uns besiegeln."

Hanserecesse. Die Recesse und Akten Hansetage 1256–1430, Abt. I, Teil 4. Leipzig 1877, Nr. 605, 5.552

1398 besetzte der Deutsche Orden Gotland und nahm den Seeräubern ihren Rückzugsort. Zwei Jahre später, 1400, rüsteten die Hansestädte mehrere Kriegsschiffe aus und zog gegen die Piraten, die nun in der Nordsee sowie auf der Weser und der Ems ihre Raubzüge durchführten. Bei diesen Strafexpeditionen wurden mehrere Seeräuber im Kampf getötet oder gefangen genommen und anschließend, u. a. in Hamburg auf dem Grassbrook enthauptet. Die Körper wurden begraben, viele Köpfe als Zeichen des Triumphs und der Warnung auf Pfählen zur Schau gestellt. Die Piraterie indes hielt noch mehrere Jahre an und erlebte im 16. Jahrhundert einen erneuten Höhepunkt im Nord- und Ostseeraum.

Quelle: Ehbrecht, Wilfried (Hg.): Störtebeker. 600 Jahre nach seinem Tod, Trier 2005.

Kasten 2: Arbeitswissen zum historischen Hintergrund Piraterie im 14./15. Jahrhundert

Darstellung 1 (D 1): Störtebeker-Denkmal aus dem Jahr 1982 in der HafenCity in Hamburg

Fotos: © links von Frank Burmester; rechts von Christine Buchsteiner (Privatarchiv).

Das bronzene, zwei Tonnen schwere, mannsgroße Störtebeker-Denkmal entstand im Atelier des Bildhauers Hansjörg Wagner, der es im Auftrag des in Wuppertal geborenen Architekten Dieter Groß fertigte. Groß schenkte die Skulptur 1982 seiner Wahlheimat Hamburg, die es an der Busanbrücke in der Hafencity aufstellte. Zwischen 2006 und 2012 wechselte das Denkmal aufgrund von Bauarbeiten seinen Standort. Es fand am Großen Grasbrook einen neuen Platz. Gegenwärtig ist die Skulptur wieder an den alten Standort zurückgekehrt.

Die Geschichte von Klaus Störtebeker ist in verschiedenen Regionen verbreitet; man trifft sie in Pommern, Mecklenburg, Hannover, Hamburg, Holstein und in Ostfriesland an. Überall wird sie ein wenig anders erzählt. Fest steht, dass die Handlung Ende des 14. Jahrhunderts in Norddeutschland spielt. Zu dieser Zeit kämpften Könige, Grafen und Herzöge um die Vorherrschaft im Ostseeraum. Mittendrin die Kaufleute der Hanse und die Seeräuber, die den vielen Parteien ihre Dienste anboten oder auf eigene Rechnung auf Beutezug gingen. Einer von ihnen war Klaus Störtebeker, ein gut aussehender, mutiger Pirat, der – je nach Erzählung – entweder in Ruschwitz auf der Insel Rügen, in Michaelsdorf bei Barth, in Wismar, in Verden oder verschiedenen Orten Ostfrieslands geboren worden war. Die Angaben zu seiner sozialen Herkunft unterscheiden sich ebenfalls von Erzählung zu Erzählung. In den Geschichten ist er mal ein Knecht, mal ein mecklenburgischer oder ostfriesischer Adeliger. Sein Name erinnert, so der Mythos, an die Aufnahme in die Mannschaft des berüchtigten Seeräubers Gödeke Michels, der er erst beitreten durfte, nachdem er gleich zweimal einen großen Becher in einem Zuge geleert hatte. Störtebeker kämpfte als Seeräuber auf Seiten der mecklenburgischen Herzöge. Er gehörte zu den Vitalienbrüdern, die mit ihrer Beute die eingeschlossenen Truppen in Stockholm versorgten. Die Reste verteilte er zu gleichen Stücken an seine Mannschaft, weshalb sie „Likedeeler" (Gleichteiler) genannt wurden. Von den Schiffen der dänischen Königin und der Hanse gejagt, zog Störtebeker mit seiner Mannschaft von der Ost- in die Nordsee. Im Laufe der Zeit soll die Zahl der Piraten auf bis zu 1.500 Mann angestiegen sein; die Mehrzahl von ihnen ließ sich in Marienhafe nieder. Einen Großteil der Beute aus ihren Raubzügen verteilten sie an das arme Volk. In der Stadt Verden soll Störtebeker sogar dafür gesorgt haben, dass den Armen einmal im Jahr Brot und Heringe gespendet wurden; eine Sitte, die noch heute mit einem Fest gefeiert wird. Um 1400 holte die Hanse zum großen Schlag gegen die Piraten aus. Die Kaufleute wollten die dauernden Überfälle auf ihre Handelsschiffe nicht mehr hinnehmen. Am 22. April 1401 soll die Hamburger Flotte unter Führung des Schiffes „Bunte Kuh" auf die Seeräuber getroffen sein: Klaus Störtebeker und – je nach Erzählung – 71 bis zu mehrere Hundert Piraten wurden gefangen genommen und nach Hamburg gebracht, wo man sie zum Tode verurteilte. Die Hinrichtung fand angeblich am 21. Oktober 1401 auf dem Hamburger Grasbrook statt. Den Erzählungen zufolge soll Klaus Störtebeker bei seinen Richtern Gnade für seine Mannschaft erbeten haben. Alle diejenigen, an denen er nach der Enthauptung noch vorbeilaufen könne, sollten freigelassen werden. Die Bitte wurde ihm gewährt und er rettete – je nach Legende – zwischen fünf und mehr als zwölf seiner Freunde, an denen er ohne Kopf vorbeigelaufen war. Dann warf ihm der Henker einen Klotz vor die Füße bzw. stellte ihm ein altes Weib ein Bein, so dass er strauchelte.

Quelle: Bents, Harm (Hg.): Störtebeker. Dichtung und Wahrheit, Norden 2003.

Kasten 3: Arbeitswissen zum Mythos Klaus Störtebeker

	Fokus Vergangenheit	Geschichte	Gegenwart/ Zukunft
Elaboriertes Niveau *(offene Aufgaben)*	Beschreibe das Denkmal sowie dessen Bezug zur Vergangenheit. Stelle begründete Vermutungen über die Intention der Darstellung an.		
Intermediäres Niveau *(anstrukturierte Aufgaben)*	Erfasse, was du über Vergangenheit in Erfahrung bringen kannst, indem du das Denkmal so genau wie möglich beschreibst.	Erfasse mit Hilfe des Bildhintergrundes, der Informationen zum Denkmal und dem Arbeitswissen, wie Störtebeker in einen (historischen) Zusammenhang integriert ist.	Erfasse mit Hilfe der Inschrift und der Wirkung der Haltung, welche Bedeutung(en) Störtebekers das Denkmal nahe legt.
Basales Niveau *(durchstrukturierte Aufgaben)*	Beschreibe die künstlerische Gestaltung des Denkmals. Achte dabei auf die Inschrift und die Gestaltung der Figur, z. B. Kleidung, Körperhaltung usw.	Beschreibe die Umgebung des Denkmales. Informiere dich über den Standort des Denkmals. Nutze dazu den Text zu D 1 und das Arbeitswissen. Ermittle Gründe für die Wahl des Standorts.	Formuliere Aussagen zur Wirkung der Störtebeker-Figur auf Dich. Welche Absicht mag der Künstler damit verbunden haben. Beziehe dabei die Inschrift und den Text zu D 1 mit ein.
Antwortmöglichkeiten	Das Denkmal zeigt einen kräftigen, bärtigen, entschlossen blickenden Mann, der mit bloßem Oberkörper und gefesselten Händen, nach rechts schauend auf einem Stein steht. Auf diesem findet sich die Inschrift „Claas Störtebeker/Godeke Michels/1401/Gottes Freund /Der Welt Feind“.	Die Figur steht im Hamburger Hafen, umgeben von historisch wirkenden Gebäuden, direkt am Wasser, nahe des Grasbrook. Dort wurden 1401 gefangene Vitalienbrüder durch die Hanse hingerichtet.	Störtebeker und Michels machen selbst in der Gefangenschaft noch einen entschlossenen Eindruck. Sie könnten 1401 für den Hamburger Handel große Bedeutung gehabt haben. Sie wirken als vor Gott aufrechte, der Welt jedoch trotzende Kämpfer und könnten damit für die Gegenwart als Vorbild gesehen werden.
	Fachliche Triftigkeit	**Narrative Triftigkeit**	**Normative Triftigkeit**
Elaboriertes Niveau *(offene Aufgaben)*	Prüfe die durch das Denkmal getroffenen Aussagen über Vergangenes sowie die Plausibilität der Kontextualisierung. Diskutiere die Bedeutung, die das Denkmal nahelegt.		
Intermediäres Niveau *(anstrukturierte Aufgaben)*	Prüfe die künstlerischen Aussagen über das Aussehen, indem du diese mit dem Arbeitswissen zum historischen Hintergrund vergleichst.	Prüfe die Plausibilität der Kontextualisierung, indem du erfasst, was durch das Denkmal und den Standort nicht erzählt wird.	Prüfe die dargestellte Bedeutung anhand der dir bekannten historischen Bedeutung Störtebekers. Bewerte die Darstellung durch das Denkmal.
Basales Niveau *(durchstrukturierte Aufgaben)*	Vergleiche die künstlerische Gestaltung des Aussehens und das Arbeitswissen zum historischen Hintergrund, indem du Gemeinsamkeiten und Unterschiede notierst. Formuliere ein Fazit.	Vergleiche deine Arbeitsergebnisse zum Standort mit dem Arbeitswissen zum historischen Hintergrund. Stelle dar, was das Denkmal nicht verdeutlicht.	Vergleiche deine Arbeitsergebnisse mit der historischen Bedeutung. Beurteile die Darstellung und diskutiere ihre Bedeutung für die Zukunft.
Antwortmöglichkeiten	Über das Aussehen sowohl Störtebekers als auch Michels ist nichts bekannt. Weiterhin liegen keine zeitgenössischen Quellen von 1401 vor, die belegen, dass die beiden in der dargestellten Lage in Hamburg waren.	1401 fand die Hinrichtung statt, allerdings berichtet erst die Lübecker Rufus-Chronik von 1439 davon, dass ein „Klaus Stortebeker“ unter den Anführern war. Von „Godeke Michels“ ist nicht die Rede. Das Denkmal steht nicht mehr direkt auf dem Grasbrook und somit nicht mehr am historischen Ort der vermuteten Hinrichtungen.	Für die Hanse waren die Vitalienbrüder lästig. Daran soll auch ein „Storbiker“, „Strotbeker“ oder „Stertebeker“ nach Kaufmannsklagen führend beteiligt gewesen sein. Als aufrechte Streiter gegen Unterdrückung tauchen sie in den Quellen nicht auf. Ob Kaperfahrer heute Vorbilder sind, scheint zweifelhaft. Sie können als Söldner oder brutale Räuber gesehen werden.

Kasten 4: Idealtypisches methodisches Vorgehen bei der De-Konstruktion des Störtebeker-Denkmales (D 1) mit Aufgabendifferenzierung in Niveaustufen abgewandelt

Darstellung 2 (D 2): Fiktive Darstellung im Lied „Störtebeker“ der Band Slime aus dem Jahr 1983.

1. Strophe

Vor 600 Jahren ward er geboren
Ein großer Pirat zu sein
Er war stark und stolz und hatte Mut
Und er wurde ein zweiter Robin Hood
Er beklaute die Reichen und beschenkte die Armen
Doch die Mächtigen kannten kein Erbarmen
Und er verlor seinen Kopf

Refrain

Störtebeker – Wir vergessen dich nicht
Störtebeker – Und wir trinken auf dich
Störtebeker – Du warst der beste Mann deiner Zeit
„Haifisch“ nanntest du dein Schiff
Und es stand immer für dich bereit
Und nun singt der Likendeeler Lied:
„Wo uns’re Fahne weht
Ist es für jedes Schiff zu spät
Wir sind im Kampfe vereint,
Des lieben Gottes Freund
Und aller Welt Feind!“

2. Strophe

Seinen Becher trank er leer in einem Zug
Dafür war er überall bekannt
Seinen letzten Becher trank er wohl
Als die „Bunte Kuh“ ihn fand
Und sie brachten ihn nach Hamburg zurück
– Das Beil stand schon bereit
Klaus und seine 150 Mann –
Vorüber war ihre Zeit

Die aus Hamburg-Langenhorn stammende Band „Slime“ bildete sich 1979. 1994 löste sie sich auf, seit 2010 spielt sie wieder gemeinsam. Ihre Musik und ihre Texte, die sich in vielfältiger Weise mit der deutschen Geschichte beschäftigen, lösten heftige Kontroversen aus und prägten die deutsche Punkszene. Das Lied Störtebeker wurde zu einer Hymne der Fans des Fußballklubs FC St. Pauli und links-autonomer Gruppen.

	Fokus Vergangenheit	**Geschichte**	**Gegenwart/ Zukunft**
Elaboriertes Niveau *(offene Aufgaben)*	Beschreibe Wirkung und Inhalt des Liedes sowie dessen Bezug zur Vergangenheit. Stelle begründete Vermutungen über die mit dem Lied verbundenen Intentionen an.		
Intermediäres Niveau *(anstrukturierte Aufgaben)*	Trage die im Lied enthaltenen Informationen über Störtebeker und die Likedeeler zusammen.	Ermittle den historischen Zusammenhang zwischen der Band „Slime“, dem Lied und dem Arbeitswissen zum Mythos Störtebeker.	Weise die mögliche Intention des Liedes nach. Nutze dafür Text, Rhythmus und Melodie.
Basales Niveau *(durchstrukturierte Aufgaben)*	Ermittle die Aussagen, die Störtebeker und die Likedeeler charakterisieren. Unterstreiche sie.	Informiere Dich über die Band „Slime“ und nutze das Arbeitswissen zum Mythos Störtebeker. Ermittle Gemeinsamkeiten in den Zielen der Band und ihres ‚Helden’. Formuliere Gründe, die die Band bewogen haben mögen, das Lied zu schreiben.	Beschreibe die Wirkung des Liedes auf Dich. Achte dabei auf Rhythmus und Melodie. An welchen Stellen ändern sie sich? Welche Absicht mag die Band damit verbunden haben?
Antwortmöglichkeiten	Das Lied beschreibt Störtebeker als „überall bekannt[en]“, „großen Piraten“. Es werden die Eigenschaften stark, stolz, mutig und trinkfest genannt. Störtebeker gilt der Band als bester Mann der Zeit, als ein „zweiter Robin Hood“, der die Reichen bestahl und die Armen beschenkte. Die Likedeeler werden als Kampfgemeinschaft beschrieben, die gottgefällig lebt, aber von allen verfolgt wird. Ihr Schiff „Haifisch“ wurde von der „Bunte[n] Kuh“ gestellt. Die Hinrichtung Störtebekers und seiner 150 Mann in Hamburg erfolgte durch die „Mächtige[n]“.	Die Band „Slime“ vertritt politisch linke Gedanken und Ansichten. Der Störtebeker-Mythos erhebt die Piraten des 14. Jahrhunderts zu Menschen, die sich untereinander und gegenüber Schwächeren solidarisch verhielten. Sie kämpften für Gerechtigkeit. Dieses Ziel verfolgt auch die Band.	Das Lied wirkt – wie das Leben Störtebekers – schnell und gehetzt. Hervorgehoben ist die Zeile „und er verlor seinen Kopf“. Dass im Song enthaltene Likedeeler Lied wird langsamer und als Klimax intoniert. Es lädt zum Mitsingen und mitgehen ein. Das Lied erinnert an Störtebeker als aktiv für seine Ziele/Überzeugungen eintretenden und die Konsequenzen seines Handelns tragenden Menschen.

	Fachliche Triftigkeit	Narrative Triftigkeit	Normative Triftigkeit
Elaboriertes Niveau (offene Aufgaben)	Prüfe die durch das Lied getroffenen Aussagen über Vergangenes sowie die Plausibilität der Kontextualisierung. Diskutiere inwieweit die Störtebeker zugeschriebene Bedeutung überzeugend ist.		
Intermediäres Niveau (anstrukturierte Aufgaben)	Prüfe die Aussagen über Vergangenes. Vergleiche dazu D 2 mit dem Arbeitswissen zum historischen Hintergrund.	Diskutiere die Verwendung des Mythos Störtebeker durch die Band „Slime“. Nutze dazu das Arbeitswissen zum historischen Hintergrund.	Setze dich mit der Bedeutung, die die Band Störtebeker beimisst, auseinander. Nutze dazu die bisherigen Arbeitsergebnisse und formuliere einen eigenen Standpunkt.
Basales Niveau (durchstrukturierte Aufgaben)	Ermittle Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen D 2 und dem Arbeitswissen zum historischen Hintergrund. Notiere sie in einer Tabelle. Formuliere ein Fazit zum Wahrheitsgehalt von D 2.	Vergleiche deine Kenntnisse zur Band mit dem Arbeitswissen zum historischen Hintergrund. Steht die Band in einer Traditionslinie mit den Piraten?	Vergleiche die Bedeutung, die die Band Störtebeker beimisst mit der Wahrnehmung durch die Zeitgenossen. Wie bewertest du Störtebeker? Beurteile, inwieweit die Intention des Lieds zutreffend ist.
Antwortmöglichkeiten	Über die Charaktereigenschaften Störtebeker ist nichts bekannt. Zeitgenössische Quellen dokumentieren lediglich seine Existenz als Seeräuber. 1401 fand eine Hinrichtung statt, dass es sich um Männer des „Klaus Stortebeker“ handelte, erwähnt erst die Rufus-Chronik von 1439. Ob Störtebeker selbst hingerichtet wurde, ergibt sich auch hier nicht zweifelsfrei. Das Lied ist eine Fiktion.	Die Piraten des 14. Jahrhunderts raubten sowohl auf eigene Rechnung als auch für fremde Mächte, die um die Vorherrschaft im Nord- und Ostseeraum konkurrierten. Sie galten als recht- und ehrlos. Die Band „Slime“ artikuliert das Lebensgefühl von Punks, Aussteigern aus der (kapitalistischen) Gesellschaft. In der vollzogenen bzw. empfundenen Ausgrenzung liegt eine Gemeinsamkeit. In der Tätigkeit unterscheiden sie sich diametral.	Für die Hanse und die um die Vormacht im Nord- und Ostseeraum kämpfenden Mächte waren die Piraten nützlich und lästig zugleich. Als aufrechte Streiter gegen Unterdrückung tauchen sie in den Quellen nicht auf. Sie können sowohl als brutale Räuber oder als Söldner betrachtet werden. Den Piraten Störtebeker als Vorbild zu nehmen, erscheint in rechtsstaatlichem Kontext als problematisch.

Kasten 5: Idealtypisches methodisches Vorgehen bei der De-Konstruktion des Liedes (D 2) mit Aufgabendifferenzierung in Niveaustufen abgewandelt

LITERATUR

W. H. ADELUNGK, Kurze Geschichte der Stadt Hamburg […], Faks. d. Ausg. Hamburg 1696, Augsburg 1989.

F. BENNINGHOVEN, Die Vitalienbrüder als Forschungsproblem, in: Acta Visbyensia, 4. Jg., 1973, 41-52.

B. v. BORRIES, Denkmäler als Angebote historischer Orientierung und ihre Erkundung als Erwerb historischer Kompetenz. Am Beispiel eines Spazierganges in Hamburg, in: A. KÖRBER/O. BAECK (Hg.): Der Umgang mit Geschichte an Gedenkstätten. Anregungen zur De-Konstruktion (Themenhefte Geschichte 6), Neuried 2006, 97-113.

B. v. BORRIES, Das Geschichtsbewusstsein Jugendlicher. Eine repräsentative Untersuchung über Vergangenheitsdeutungen, Gegenwartswahrnehmungen und Zukunftserwartungen von Schülerinnen und Schülern in Ost- und Westdeutschland, Weinheim u. a. 1995.

K. FUCHS/H. RAAB, Wörterbuch Geschichte, Berlin 2002 (URL: http://www.digitale-bibliothek.de/band71.htm [22.05.2013]).

W. EHBRECHT, Die Ereignisse von 1400/1401/1402 in den Quellen, in: Ders. (Hg.): Störtebeker. 600 Jahre nach seinem Tod, Trier 2005, 37-56.

H. GUNDLACH, Klaus Störtebeker in Ralswiek. Legende, Traum, Wirklichkeit, Rostock 1984.

M. HODERLEIN-REIN, Denkmäler II, in: W. SCHREIBER (Hg.): Erste Begegnung mit der Geschichte. Grundlagen historischen Lernens, Neuried 1999, 413-418.

E. HOFFMANN, The Hanseatic Towns and the North, in: A. M. LINDGREEN PEDERSEN u. a. (Hg.): Margrete I. Regent of the North: The Kalmar Union 600 Years, Copenhagen 1997, 67-74.

K.-E. JEISMANN, Geschichtsbewusstsein als zentrale Kategorie der Didaktik des Geschichtsunterricht, in: W. JACOBMEYER/B. SCHÖNEMANN (Hg.): Geschichte und Bildung. Beiträge zur Geschichtsdidaktik und zur historischen Bildungsforschung, Paderborn 2000, 46-72.

J. LAURENT, Klaus Stortebeker, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte, 2. Jg., 1847, 43-92.

J. M. LAPPENBERG, Hamburgische Chroniken in niedersächsischer Sprache, Hamburg 1861.

J. MEMMINGER, Schüler schreiben Geschichte : kreatives Schreiben im Geschichtsunterricht zwischen Fiktionalität und Faktizität, Schwalbach im Taunus 2007.

R. KRAMMER, Historische Kompetenzen erwerben – durch das Arbeiten mit Bildern? in: R. KRAMMER/H. AMMERER (Hg.): Mit Bildern arbeiten. Historische Kompetenzen erwerben (Themenhefte Geschichte 2), Neuried 2006, 21-37.

R. POSTEL, Der Pirat, der Volksheld und der Kopf unter dem Arm, in: R. WIECHMANN u. a. (Hg.): Klaus Störtebeker. Ein Mythos wird entschlüsselt, München 2003, 79-118.

D. v. REEKEN, Arbeit mit Geschichtsdarstellungen und Schulbucharbeit, in: H. G. ARNDT (Hg.): Geschichtsmethodik. Handbuch für die Sekundarstufe I und II, Berlin 2010, 169-179.

J. ROHLFES, Geschichte und ihre Didaktik, Göttingen 2005.

J. RÜSEN, Historisches Erzählen, in: K. BERGMANN u. a. (Hg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik, Seelze-Velber 1997, 51- 63.

J. RÜSEN, Historisches Lernen. Grundlagen und Paradigmen, Köln 1994.

H. ROTH, Pädagogische Psychologie des Lehrens und Lernens, Berlin 1962.

M. SAUER, Historische Lieder, Seelze-Velber 2008.

J. SCHILDHAUER u. a., Die Hanse, Berlin 1981.

M. SCHLIEBEN/M. HORELD, Soll Steinbrück seine Sprache ändern? (28.02.2013), in: URL: http://www.zeit.de/politik/deutschland/2013-02/steinbrueck-sprache-pro-contra, [07.06.2013].

H.-D. SCHMID, Denkmäler als Zeugnisse der Geschichtskultur, in: S. HORN/M. SAUER (Hg.): Geschichte und Öffentlichkeit. Orte – Medien – Institutionen, Göttingen 2009, 51-60.

G. SCHNEIDER, Sachüberreste und Gegenständliche Unterrichtsmedien, in: U. Mayer u. a. (Hg.): Handbuch Methoden im Geschichtsunterricht, Schwalbach im Taunus 2011, 188-207.

W. SCHREIBER/A. WENZEL, Geschichte im Film. Beiträge zur Förderung historischer Kompetenz, Neuried 2006.

W. SCHREIBER u. a., Historisches Denken, in: A. KÖRBER u. a. (Hg.): Kompetenzen historischen Denkens: ein Strukturmodell als Beitrag zur Kompetenzorientierung in der Geschichtsdidaktik., Neuried 2007, 17-22.

B. SCHÖNEMANN: Geschichtsdidaktik, Geschichtskultur, Geschichtswissenschaft, in: H. Günther-Arndt (Hg.): Geschichtsdidaktik. Praxishandbuch für die Sekundarstufe I und II, Berlin 2011, 11-22.

K. WEIGAND, Denkmäler I - Grundlagen, in: W. SCHREIBER (Hg.): Erste Begegnung mit der Geschichte. Grundlagen historischen Lernens, Neuried, 1999, 405-411.

M. WÜRFEL, Denkmäler im Geschichtsunterricht, in: Geschichte für heute (1/2009), 5-19.

Bildquellen Titelseite (von links oben im Uhrzeigersinn)
1. F-14A Tomcat der US-Bomber-Flotte VF-84 *Jolly Rogers*, *Carrier Air Wing Eight* (Bildausschnitt) [http://commons.wikimedia.org/wiki/File:F-14-vf-84.jpg, 14.8.2013]
2. Wahlwerbung der deutschen Piratenpartei [http://www.utele.eu/blog/einfach-so/piraten-in-drei-minuten-erklart/, 14.8.2013]
3. Zelt auf dem Chaos Communication Camp 2003 mit Pesthörnchen-Flagge [http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Ccc2003PirateTent.jpg, 14.8.2013]
4. Flagge der Sea Shepherd Conservation Society (SSCS), einer im Umweltbereich tätigen NGO [http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Seashepherd_small_pt.jpg, 14.8.2013]
5. Playmobil Produktwerbung für die DVD „Das Geheimnis Pirateninsel“ [http://www.ebay.de/bhp/playmobil-dvd-pirateninsel, 14.8.2013]
6. Werbung für Biermarke „Störtebeker“ der Stralsunder Biermanufaktur [http://www.stoertebeker.com/, 14.8.2013]
7. Flagge mit dem inoffiziellem Logo des FC St Pauli [http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Stpauli.jpg, 14.8.2013],
8. Logo der Jolly Roger Cooking Gang des Münchner Szenekochs Wolfgang Weigler [http://www.whowantsit.de/seiten/jrcg.html, 14.8.2013]
9. Bildmitte: Piratenflagge von Jack Rackham, eine der ‚Jolly-Roger-Originalvorlagen‘ [http://www.cosmosmith.com/jolly_roger.html, 14.8.2013]

„Jolly Roger“, die schwarze Flagge von Piratenschiffen, war in den meisten Fällen ein Totenkopf mit zwei darunter gekreuzten Knochen. Der Ursprung des Namens ist unbekannt. 1724 wurde der „Jolly Roger“ erstmals in Charles Johnsons biografischer Sammlung *A General History of the Pyrates* erwähnt.

Andreas Obenaus/Eugen Pfister/Birgit Tremml (Hg.)

Schrecken der Händler und Herrscher

Piratengemeinschaften in der Geschichte

Wien 2012, ISBN 978-3-85476-403-8

Inhalt

Vorwort

Iris Samotta
Störungen antiker Verkehrswege: Kilikische Piraten im östlichen Mittelmeerraum

Andreas Obenaus
„… Diese haben nämlich die maurischen Piraten verwüstet". Islamische Piraterie im westlichen Mittelmeerraum während des 9. und 10. Jahrhunderts

Dirk Meier
„Gottes Freunde und aller Welt Feinde". Die Vitalienbrüder an Ost- und Nordsee

Wolfgang Gruber
Die Lebenswelt der Uskoken von Senj. Eine unbequeme Gemeinschaft im Adriaraum der Frühen Neuzeit

Gottfried Liedl
Islamische Korsaren im Mittelmeer und im Atlantik

Franz Halbartschlager
„Wie Luzifer, indem er keinen Herren mehr über sich anerkennt". Piraterie und Freibeuterei im Kontext des portugiesischen Estado da Índia

Birgit Tremml
Waren sie nicht alle Piraten? Mit den *wakō* kreuz und quer durch die chinesischen Meere, ca. 1400–1660

Friedrich Edelmayer
Freibeuter im Dienste ihrer Könige. Die Karibik im 16. Jahrhundert

Eugen Pfister
„Imaginez des tigres qui auraient un peu de raison: voilà ce qu'étaient les flibustiers". Von Bukanieren, Flibustiers und Piraten (1602–1726)

Marcus Rediker
Der Pirat und der Galgen. Ein atlantisches Theaterstück über Terror und Widerstand

Florian Musil
Piraterie: der somalische Zugang zur Weltwirtschaft

Eugen Pfister
„What did you say your occupation was? – I'm a grog swilling, foul-smelling pirate!". Das Piratenbild in ‚alten' und ‚neuen' Medien

Von der Antike bis weit in die Neuzeit löste der Begriff „Pirat" Angst und Schrecken bei Seehändlern und Küstenbewohnern aus und selbst heute sind manche Regionen der Welt vor Piraterie nicht sicher. Wer im Laufe der Zeit als Pirat bezeichnet wurde, hing vom Blickwinkel des Betrachters ab. So zählten für die meisten Staatsgefüge all jene Personen dazu, die den Seehandel und die Seeherrschaft in den von diesen Reichen beanspruchten Meeren und Küstenzonen störten. Speziell ab der frühen Neuzeit wird Piraterie auch als Mittel der (See-)Kriegsführung gegen konkurrierende Mächte eingesetzt. Als Freibeuter bzw. Kaperfahrer überfielen Private im Auftrag oder mit Duldung eines Staatsgefüges Schiffe und Hafenstädte des Gegners, was sie für die eine Seite zu Seehelden und für die andere zu Piraten und Verbrechern machte. In diesem Sammelband setzen sich die AutorInnen mit dem Thema Piraterie in seinen unterschiedlichsten Facetten von der Antike bis heute auseinander.

Schriftliche Bestellungen bitte an:
VSIG – Verein zur Förderung von Studien zur interkulturellen Geschichte,
Rechte Wienzeile 3/9, A-1040 Wien

Michael Mitterauer

Sozialgeschichte der Familie

Kulturvergleich und Entwicklungsperspektiven

Wien 2009, ISBN 978-3-7003-1717-3

Inhalt

Einleitung

Europäische Familienformen im interkulturellen Vergleich

Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in vorindustrieller Zeit

Gesindedienst und Jugendphase im europäischen Vergleich

Familien im Spannungsfeld gesellschaftlicher Entwicklungstendenzen der Moderne

Europäische Familienentwicklung, Individualisierung und Ich-Identität

Entgrenzung und Beschleunigung – Gesellschaftliche Entwicklungstendenzen in ihren Auswirkungen auf die Familie

Weiterführende Literatur

Die europäische Familienentwicklung ist eine wichtige Facette des europäischen Sonderwegs der Gesellschaftsentwicklung. Das zeigen die hier vom österreichischen Experten der Historischen Familienforschung, Michael Mitterauer, vorgelegten Studien auf der Basis von interkulturellen Vergleichen.

Um diese Entwicklung zu verstehen, muss man historisch weit zurückgehen - jedenfalls bis ins Frühmittelalter. Spezifisch europäische Bedingungen der Arbeitsorganisation bestimmen die Formen geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung sowie den Gesindedienst als eine Sonderform jugendspezifischer Arbeit. Beiden Themen sind spezielle Kapitel gewidmet. Alteuropäische Traditionen von Familienverhältnissen wirken bis weit in neuere Zeit hinein nach. Im Zuge des Modernisierungsprozesses kommt es zu tief greifenden Veränderungen - durch neue Formen der Arbeitsorganisation, durch Verstädterung, durch Zunahme der Migration, durch Scholarisierung, durch Säkularisierung etc. Die Folgen von Entgrenzung und Beschleunigung im Verlauf der Globalisierung setzen die Familie unter extreme Belastungen. Gerade diese historisch jüngsten Entwicklungen können nachdenklich machen: Wie wird es im Kontext derart radikaler Veränderungen des gesellschaftlichen Umfelds mit der Primärgruppe Familie weitergehen?

Bestellungen

VGS – Verein für Geschichte und Sozialkunde
c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien
Universitätsring 1
A-1010 Wien
e-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at

Christoph Augustynowicz

Geschichte Ostmitteleuropas

Ein Abriss

Wien 2010, ISBN 978-3-7003-1730-2

Inhalt

Einleitung

Ostmitteleuropa und seine Geschichte: Raum und Fach

Geschichte Ostmitteleuropas: Ein chronologischer Längsschnitt

Geschichten Ostmitteleuropas: Drei thematische Ausschnitte

Verwendete und weiterführende Literatur

Tabellenverzeichnis

Die Diskussion darüber, wie sich Ostmitteleuropa definiert und wie es sich von West- und Mitteleuropa abgrenzt, ist keineswegs nur eine akademische, sondern auch eine gesamtgesellschaftliche sowie eine eminent politische Frage, der sich der Osteuropa-Historiker Christoph Augustynowicz stellt.
Der Autor unternimmt eine Annäherung an Ostmitteleuropa – Estland, Kroatien, Lettland, Litauen, Polen, Slowakei, Slowenien, Tschechien, Ungarn – aus drei unterschiedlichen Blickwinkeln:
Der erste Abschnitt führt an den geographischen und politischen Raum heran, seine Bevölkerung und seine fließend-beweglichen Grenzen, und zeigt, wie dieser Raum in der Geschichtsschreibung dargestellt wurde.
Der zweite Abschnitt setzt sich anhand historischer Regionen mit politisch-gesellschaftlichen Strukturen sowie inneren und äußeren Einflüssen seit dem Mittelalter auseinander; ein Schwerpunkt liegt auf dem 20. Jahrhundert und der europäischen Integration.
Im dritten Abschnitt werden die spezifische kleinteilig-heterogene ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung am Beispiel der Juden, die repräsentative Kultur und die ökonomische Entwicklung mit dem Fokus auf Phasenverschiebungen, Verzögerungen und Sonderentwicklungen im Kontrast zu generellen Entwicklungen behandelt.
Augustynowicz gelingt damit eine umfassende und differenzierte Darstellung dieses geographisch, historisch und politisch durchaus emotional aufgeladenen Begriffs „Ostmitteleuropa“.

Bestellungen

VGS – Verein für Geschichte und Sozialkunde
c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien
Universitätsring 1
A-1010 Wien
e-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at

Hubert Weitensfelder

Technikgeschichte

Eine Annäherung

Wien 2013, ISBN 978-3-7003-1866-8

Inhalt

Einleitung

Wissen und überliefern

Erzeugen und verwerten

Arbeiten und erdulden

Verfälschen und täuschen

Welt und Macht

Fantasie und Zukunft

Technik und Biografie. Karl von Frankenstein (1810–1848)

Schluss

Verwendete Literatur

Weiterführende Literatur und Informationen

Wer waren die technischen „Vielschreiber“ im 19. Jahrhundert? Womit verschafften sich die Bewohner armer Küstengebiete am Atlantik einen bescheidenen Nebenerwerb? Welcher Stellenwert kam der Frauenarbeit in der Industrialisierung zu? Wie und warum wurden Waren verfälscht und nachgeahmt? Denken Techniker immer rational? Welche Adaptionen erlebte europäische Technik in den Tropen? Warum faszinieren Voraussagen über die Zukunft der Technik bis heute?
Die Geschichte der Technik vermittelt mehr als Informationen über Dampfmaschinen, Automobile und „verkannte“ Erfinder. Vielmehr ist sie Teil einer allgemeinen Kulturgeschichte. Sie birgt viele größere und kleinere Erzählungen, die bislang nur wenig bekannt sind, obwohl eine breite Überlieferung an gedruckten und ungedruckten Quellen wie auch an Bildern vorliegt. Diese Geschichten sind gleichermaßen für Forschung und Lehre von Interesse. Sie aufzuspüren und aufzubereiten, dazu vermittelt dieses Buch Hinweise.

Bestellungen
VGS – Verein für Geschichte und Sozialkunde
c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien
Universitätsring 1
A-1010 Wien
e-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at